

Bischof

Dr. Gerhard Feige

*Zeugen
gesucht!*

Bistum Magdeburg
2008

„Zeugen gesucht!“ – unter diesem Leitwort steht die vorliegende Broschüre, in der nun zum vierten Mal in Folge Predigten, Ansprachen und Denkanstöße des Magdeburger Bischofs Dr. Gerhard Feige zusammen gestellt sind.

An vielen Stellen dieser Texte taucht der Wunsch auf, wir Christen sollten uns – auch im ökumenischen Sinn – deutlicher zu unserer Überzeugung bekennen. Nur, wenn wir die Situation unserer Diaspora mutig annehmen und unseren Glauben in Wort und Tat lebendig bezeugen, schreibt der Bischof, werden wir andere zum Nachdenken über ihr Leben – über ihre Existenz – anregen.

Dass dies zum Teil schon in guter Weise gelingt, zeigt sich in der erfreulichen Zahl der Erwachsenentaufen im Bistum Magdeburg. Auch die Gründung der Gemeindeverbände, die im Dezember 2007 abgeschlossen werden konnte, ist ein wichtiger Schritt in diese Richtung. Ganz entscheidend ist aber, dass sich unsere Mentalität noch mehr verändert. Die hier veröffentlichten Texte können dazu anregen.

Thomas Lazar
Bistum Magdeburg

Impressum

Herausgegeben von der Pressestelle des Bistums Magdeburg
Max-Josef-Metzger-Straße 1, 39104 Magdeburg
bistum-magdeburg.de
Redaktion, Gestaltung: pbm
Fotos: Bistum Magdeburg, Tag des Herrn (29/o), Flughafen Leipzig-Halle (28)
Druck: Schlüter Druck, Schönebeck

Predigten

„Ihr werdet meine Zeugen sein“.....	6
Wer ist mein Nächster?.....	11
„Ihr aber, für wen haltet ihr mich?“.....	15
„Wider das Pfaffentum“.....	20
Christus in unserer Mitte.....	25
Erinnerung stiftet Leben.....	36

Ökumene

Warum schon wieder und gerade jetzt?.....	40
Die guten Anliegen der Reformation gemeinsam zum Tragen bringen.....	42
Unter dem Licht Christi auf dem Weg.....	45

Denkanstöße

Folgenlose Ergriffenheit? oder: Von weihnachtlicher Nachhaltigkeit.....	52
Wo ist das Eichhörnchen? oder: Verantwortung für die Schöpfung.....	54
Wo Schatten fällt, da ist auch Licht.....	55
Kultur der Menschlichkeit - Sicherung kultureller Werte.....	59
Wer das war, ist mir erst später bewusst geworden.....	63

„Ihr werdet meine Zeugen sein“

*Predigt zur Bistumswallfahrt
am 2. September 2007 im Kloster Huysburg
(Apg 17, 16–34)*

„Zeugen gesucht!“ Wie oft kann man diesem Aufruf doch begegnen, in der Zeitung, im Rundfunk oder im Fernsehen: wenn ein Unfall geschehen ist, wenn randaliert oder gestohlen, zusammengeschlagen oder gemordet wurde. Wer kann etwas bezeugen, damit die Wahrheit ans Licht kommt und ein gerechtes Urteil gefunden wird?

„Zeugen gesucht!“ Auch die Heilige Schrift fordert uns immer wieder dazu heraus. Wir sollen als Zeugen in Erscheinung treten: aber nicht für unheilvolle Ereignisse, sondern für Jesus Christus, seine Botschaft, sein Leben, seinen Geist. Dahinter steht die Gewissheit, dass dies allen Menschen gut tun kann. In diesem Bewusstsein haben sich unzählige Christen durch zwei Jahrtausende hindurch in aller Welt für die Verbreitung des Evangeliums eingesetzt. Elisabeth von Thüringen und Mechthild von Magdeburg, deren 800. Geburtstag wir in diesem Jahr feiern, sind besondere Beispiele dafür. Und auch wir sind heute herausgefordert, mutig und phantasievoll dafür einzutreten, nicht am Nordpol oder in der Sahara, sondern hier in Mitteldeutschland, in unseren konkreten Verhältnissen, im Jahre 2007.

Lösen wir damit aber nicht Irritationen aus? Wer möchte in unserer Region schon wirklich mit dem christlichen Glauben konfrontiert werden und sich seinem Anspruch mit Leib und Seele stellen?

Sich des eigenen Glaubens bewusst sein

„Darüber wollen wir dich ein andermal hören.“ Dieser Satz aus der Apostelgeschichte ist fast schon zu einem geflügelten Wort geworden. So könnten auch unsere Zeitgenossen antworten. Auf galante Weise wird damit kundgetan, dass eigentlich kein Interesse an einem weiteren Gespräch über den christlichen Glauben besteht. Andere würden sich sicher sogar massiver äußern. Zeugen Gottes scheinen alles andere als gesucht und gebraucht zu werden.

Das ernüchtert und macht uns oftmals ratlos. Wo sollen wir da überhaupt ansetzen? Wie gehen wir damit um, dass es uns manchmal genau so geht, wie dem Apostel Paulus in Athen, dass wir Hohn und

Spott ernten – oder bestenfalls eine höflich-unverbindliche Absage?

Die berühmte Areopagrede, die uns Lukas in der Apostelgeschichte überliefert, ein Höhepunkt in der frühchristlichen Auseinandersetzung mit der heidnischen Kultur, gibt uns dazu hilfreiche Anregungen. Darin steckt einiges an Zündstoff. Mit dieser Rede erweist sich Paulus geradezu als ein Meister christlicher Zeugenschaft. Wie geht er vor?

Zunächst einmal fällt auf, wie offensiv sich Paulus ins Gespräch bringt. Er geht nicht nur in die Synagoge zu seinesgleichen, sondern auch auf den Marktplatz. Dort will er öffentlich diskutieren. Nichts kann ihn davon abhalten. Was ist es, das ihn da antreibt? Paulus ist einer, der eine tiefe Erfahrung mit Gott gemacht hat. Genauer: er ist dem auferstandenen Herrn begegnet. Er ist von ihm gefunden worden. Diese Begegnung hat ihn unwiderruflich geprägt. Dahinter kann er nicht mehr zurück. Jesus, der Auferstandene, ist für ihn zur Spur des Lebens geworden. Seitdem ist für ihn alles anders. Und darüber kann er unmöglich schweigen, das muss er überall bekannt machen.

Am Beginn eines Glaubensgespräches – so können wir von Paulus lernen – steht also die eigene Erfahrung mit Gott. Paulus ermutigt uns dazu, sich immer wieder einmal selbst zu fragen: „Was bedeutet mir der Glaube eigentlich? Wer ist Jesus Christus für mich? Wie prägt der Auferstandene mein Leben?“

An der Realität und der Sehnsucht der Menschen anknüpfen

Sitten und Gebräuche, Traditionen und Konventionen können helfen, den Glauben zu leben; sie können ihn aber auch muffig werden lassen und vielleicht sogar abtöten. Was ist das denn für ein Glauben, wenn jemand droht, dem Gottesdienst fernzubleiben oder sich nicht mehr in der Gemeinde zu engagieren, nur weil sich etwas in den bisherigen Gewohnheiten verändern muss!

Lebendiger Glaube aber verkraftet vieles und befähigt dazu, konstruktiv mit Problemen umzugehen. Nur wer tatsächlich vom Geist Christi ergriffen ist und „brennt, entflammt auch andere“.

Paulus regt uns also an, nach den eigenen Wurzeln zu suchen und zu einer tieferen Sicht unseres Glaubens zu gelangen. Der Glaube ist dann nicht nur die äußerliche Weitergabe einer Botschaft, sondern eine heilende Lebenserfahrung, an der wir auch andere teilhaben lassen wollen.

Ein Zweites können wir von Paulus lernen. Als er sich vor den gebil-

deten Athenern behaupten muss, geht er sehr einfühlsam und zugleich geschickt vor. Anstatt seinem Zorn über die vielen Götzenbilder Luft zu machen, die ihm als erstes ins Auge gesprungen waren, hebt er zunächst einmal das Positive hervor: die intensive Frömmigkeit der Athener. Damit schafft er eine Atmosphäre des Vertrauens. Sein Hinweis auf den Altar mit der Inschrift „Einem unbekanntem Gott“ trifft den rechten Ton. Paulus ist es offenbar wichtig, dass er die Menschen bei ihrer Suche nach Gott ansprechen kann, so diffus und unverbindlich diese auch sein mag. Er holt sie – so könnte man es modern sagen – dort ab, wo sie stehen; sie müssen nicht zu ihm kommen.

Kann ein solches Vorgehen nicht auch für unser Gespräch mit Andersdenkenden ein Hinweis sein? Wir sprechen ja oft davon, dass man die Menschen da abholen muss, wo sie sind. Damit ist nicht einfach ein geschickter Schachzug gemeint. Das würde sofort durchschaut werden. Es geht eher um den Respekt vor den Erfahrungen und Schätzen der anderen. Es geht darum, sich selbst als Mensch zu erweisen, der echt ist: der das auch lebt, was er sagt. Wer vom Gott Jesu Christi sprechen will, kann das glaubhaft nur dann, wenn er sich für die anderen wirklich interessiert und sie respektiert. Eine verlässliche menschliche Beziehung aufzubauen, ist oft eine der wichtigsten Brücken, um miteinander auch über Gott sprechen zu können.

Wissen wir aber, was unsere nichtchristlichen Mitbürger so bewegt, wonach sie sich sehnen, woraus sie leben, was sie erhoffen, was ihnen Halt und Kraft gibt und woran sie vielleicht doch glauben? Interessiert es uns überhaupt? Oder grenzen wir uns bewusst oder unbewusst von ihnen ab, eventuell auch aus Angst, sie könnten uns ja nach unserem ganz persönlichen Glauben fragen?

Um den christlichen Glauben zu bezeugen, brauchen wir Anknüpfungspunkte; und das erfordert Offenheit und Sensibilität, Klugheit und Toleranz, Kontaktfreudigkeit und Mitgefühl.

Die Götzen entlarven

Und schließlich ein drittes. Paulus bleibt nicht bei der Bejahung und Bestätigung stehen. Rasch kommt er zur Sache, um die es ihm eigentlich geht: Er will den Athenern das Geheimnis des „unbekannten Gottes“ entschlüsseln. Damit will er keineswegs noch einen weiteren Gott unter den zahlreichen Göttern einführen. Athen war damals ja ein Schmelztiegel vieler Kulturen und Religionen. Nein: Paulus scheut sich nicht, den Unterschied deutlich zu machen, den der Gott Jesu Christi zu den allgemein verehrten Göttern darstellt. Paulus bezieht eindeutig

Stellung. In seiner Rede wird klar, dass es keine harmonische Vereinbarkeit zwischen dem biblischen Gott und den vielen Götzen gibt. Der Gott Jesu Christi ist keine menschliche Projektion, er steht auch nicht im Dienst menschlicher Bedürfnisse. Er fordert vielmehr zu Entscheidung und Umkehr heraus.

Der Gipfel der Zumutung ist es dann, dass Paulus von der Auferstehung Jesu spricht. Darauf läuft seine ganze Rede hinaus. Das ist für ihn der Dreh- und Angelpunkt. Spätestens an dieser Stelle hört die Harmonie mit seinen Zuhörern auf. Hier scheiden sich die Geister. Die einen verspotten ihn, so heißt es; andere ziehen sich höflich zurück.

Im Gespräch mit anderen ist das sicher der schwierigste Punkt. Es erscheint relativ leicht, einander zuzustimmen – „wir wollen ja alle nur das Beste“ – und sich darin gegenseitig zu bestätigen.

Was aber, wenn diese unverbindliche Nähe an eine Grenze kommt, an einen Punkt, wo die Botschaft des Evangeliums auf dem Spiel steht? An dieser Stelle kann unser Glaube durchaus zu dem in Widerspruch geraten, was Menschen für richtig halten oder was gesellschaftlich „in“ ist. Denken wir doch nur an die Debatte um die Forschung mit embryonalen Stammzellen oder an die Frage nach aktiver Sterbehilfe.

Der christliche Glaube kann unseren Verstand provozieren. Er kann aber auch unsere eingefleischten Gewohnheiten und heimlichen Sehnsüchte in Frage stellen. Nicht alles, was wir Menschen können, darf auch umgesetzt werden!

Doch wer so redet, wird sich nicht nur Freunde machen. Und es ist schwer, an dieser Stelle zu widerstehen. Wie viel leichter ist es doch, die Härte und die Zumutung des christlichen Glaubens da ein wenig zu glätten! Wer will schon anecken oder als „weltfremd“ gelten. Zeuge zu sein, ist nicht immer bequem. Es kann sogar gefährlich werden!

Paulus lehrt uns jedoch, dass ein Glaubenszeuge hier nicht ausweichen darf. Es geht um das Heil der Menschen. Nur Gott allein kann das Leben schenken. Menschliche Heilsversprechen werden immer zu kurz greifen oder gar in die Irre führen. Das können wir in erschreckender Deutlichkeit überall da sehen, wo Menschen sich politischen oder auch religiösen Parolen anschließen, die das Paradies auf Erden versprechen und oftmals nur in neue Versklavungen führen.

Als Zeugen können und dürfen wir nicht wegschauen, wenn so etwas geschieht. Wir können und dürfen die Menschen sich nicht selbst überlassen. Im Geiste Jesu Christi müssen wir Stellung beziehen und uns einmischen, tatkräftig und konkret: Das gilt für den Schutz des

Wer ist mein Nächster?

*Predigt beim Wallfahrtsgottesdienst am 15. September 2007
auf der Neuenburg im Gedenken an die heilige Elisabeth
(Röm 12, 1-8; Lk 10, 25-37)*

Unvorhergesehene Fälle

Lebens von der Zeugung bis zum Tod. Das gilt für die Bewahrung von Gottes guter Schöpfung, die wir nutzen dürfen, aber nicht ausbeuten sollen. Das betrifft die Gerechtigkeit in unserer Einen Welt, in der das Lebensrecht und die Würde jedes Menschen geachtet werden muss, egal ob er mir nahe steht oder nicht, ob er in Deutschland geboren wurde oder sich hier um Asyl bemüht. Das betrifft auch den Frieden zwischen den Völkern wie das Zusammenleben in unserer Gesellschaft. Um Gottes und der Menschen willen sind wir herausgefordert, gegen jede Form des Extremismus und Rassismus anzugehen, ja schon gegen die Anfänge eines solchen Denkens und Verhaltens.

Was kennzeichnet also einen Zeugen Gottes? Folgt man Paulus, so gehört sicher dazu, sich des eigenen Glaubens bewusst zu sein, an der Realität und der Sehnsucht der Menschen anzuknüpfen, aber auch den Mut zu haben, die Götzen dieser Welt zu entlarven.

In dem Maße, in dem wir selbst von Jesus Christus ergriffen sind, werden wir es dann auch aushalten, wenn sich nicht unbedingt flächendeckende Erfolge einstellen. Und auch dies kann Paulus uns mit auf den Weg geben: In aller Ruhe und Gelassenheit geht er aus der Mitte der Athener weg, ohne sich um Erfolg oder Misserfolg zu kümmern. Er zählt diejenigen nicht, die sich ihm anschließen. Er weiß, dass er sein Zeugnis gegeben hat. Nun muss es weiter wirken.

Und schließlich sollten wir uns auch darüber im Klaren sein, dass es letztlich nicht in unserer Hand liegt, Menschen zu bekehren. Das ist zutiefst Gottes Sache. Wir aber dürfen und sollen uns mühen, dass Menschen, die Jesus Christus und sein Lebens-Angebot nicht kennen, damit in Berührung kommen. Vielleicht werden sie dann angeregt, weiter zu gehen, oftmals auch auf Wegen, die uns verborgen bleiben. Und wir dürfen darauf vertrauen, dass Gott auch die Menschen im Blick hat, an die wir nicht herankommen.

Mögen viele von der österlichen Botschaft erreicht und bewegt werden und möge es uns gelingen, den Glauben an Jesus Christus – den Gekreuzigten und Auferstandenen – selbstbewusst und ansteckend zu bezeugen.

Es gab eine Zeit, da war bei den Juden das öffentliche und private Leben durch Gesetze und Vorschriften geregelt, und derjenige galt als fromm, der alle Regeln kannte und sich peinlichst daran hielt. Schwierig wurde es dann, wenn sich die Situation veränderte und auf einmal unvorhergesehene Fälle eintraten.

Wer ist mein Nächster? Das ist für den jüdischen Gesetzeslehrer, den uns das heutige Evangelium vor Augen führt, durchaus keine primitive Frage gewesen. Bisher hatte für einen frommen Juden als Nächster gegolten, wer zu seinem Volke gehörte. Inzwischen waren aber viele Fremde, also Nichtjuden, eingewandert; und man fragte sich verunsichert: Sind das auch Nächste, die es zu lieben gilt?

Und später gab es Zeiten und Gegenden, da war unter uns Katholiken das öffentliche und private Leben durch Gesetze und Vorschriften geregelt, und diese wurden weithin auch eingehalten. Verließen Katholiken jedoch ihr heimatliches Gebiet oder wurde die Gesellschaft pluralistischer, gerieten viele äußerlich und innerlich in die Zerstreuung und mussten ihr Verhältnis zu den anderen Mitmenschen neu bestimmen.

Wer ist mein Nächster? Diese Frage ist auch für uns keine primitive Frage: Ist mein Nächster der, der genauso wie ich als überzeugter Christ lebt? Ist mein Nächster der, der mir sympathisch ist? Ist mein Nächster der, der sich meiner Hilfe als würdig erweist? Oder ist mein Nächster auch jeder andere, selbst jemand, der mich in Frage stellt?

Wer ist mein Nächster? Jeder, der sich wirklich einmal die Mühe macht, intensiv darüber nachzudenken, wird sicher immer betroffener werden. Die Zahl derer nämlich, die theoretisch in Frage kämen, steigt heute ins Unermessliche. Da fällt der Blick nicht nur auf solche Menschen, mit denen man regelmäßig zu tun hat oder die einem hin und wieder begegnen; die modernen Verkehrs- und Kommunikationsmittel haben es mit sich gebracht, dass sogar „Fernste“ oftmals zu „Nächsten“ werden können. Und mit wie viel menschlicher Not in aller Welt werden wir fast täglich konfrontiert!

Ist es da nicht eine unerhörte Zumutung, was Jesus in seiner Erzählung vom barmherzigen Samariter zum Ausdruck bringt: Dein Nächster ist schlicht und einfach, wer deine Hilfe braucht, wer „unter die Räuber gefallen“ ist. Ihm bist du der Nächste. In ihm begegnet dir sogar Gott selbst. Überfordert das uns nicht maßlos? Ich selbst erlebe immer wieder angesichts von Bettlern das Dilemma, betroffen zu sein und doch zu meinen, nicht angemessen helfen zu können. Ein paar Cent oder Euro sind doch keine wirkliche Lösung. Wo bleibt denn da die Würde des Bedürftigen? Und zu mehr – wer ist da schon bereit?

Reaktionen

Nun gibt es verschiedene Möglichkeiten, mit einem solchen Problem fertig zu werden. Man kann weiter im Brustton der Überzeugung das Ideal christlicher Nächstenliebe hochhalten, gleichzeitig aber sich im konkreten Fall mit angeblich vernünftigen Gründen herausreden. Und die lassen sich meistens finden: Warum gerade ich? Mir geht es auch nicht besonders gut! Sollen sich doch offizielle Stellen darum kümmern! Und schließlich: Wer weiß, ob die Not auch echt ist? Vielleicht verbirgt sich dahinter nur ein „Geschäft mit dem Mitleid“?

Wie oft versucht doch unsere Vernunft, spontane Nächstenliebe zu verhindern und andere als unserer Hilfe nicht nötig zu entlarven!

Jaques Debout – ein französischer Schriftsteller – hat dieses Bestreben einmal kurios auf die Spitze getrieben. In seiner „Vernünftigen Kritik des barmherzigen Samaritans“ bekennt er, nie daran gedacht zu haben, diesen nachzuahmen. Jesus habe bei dieser Erzählung wohl aus pädagogischen Gründen etwas stark aufgetragen und orientalistisch übertrieben. Der Samariter hätte sich erst einmal erkundigen sollen, was der Sterbende für ein Individuum sei, vielleicht „selber ein Räuber ... , den anständigere Räuber aus einem Rest von Gewissenhaftigkeit“ zusammengeschlagen hatten, ein „streitsüchtiger Kerl“, ein „Landstreicher“ oder „Schlafwandler“, womöglich ein „aufrührerisches Element“. Wer instinktiv jedem ersten Besten helfe, „verpfusche und entehre den wahren Begriff der Nächstenliebe“. Und dann sei der Samariter „nicht einmal so klug, es bei einem kleinen Almosen oder bei einem guten Wort bewenden zu lassen“, sondern pflege „irgendeinen Unbekannten wie seinen Bruder“. Außerdem habe er sicher seine „Familienpflichten vernachlässigen“ müssen, „um sich solche Extravaganzen erlauben zu können“. Da er bestimmt zu spät ins Büro gekommen sei, habe er seinen Vorgesetzten hintergangen, so gut wie er den Gastwirt hereingelegt und seine Kinder um das volle Erbe

gebracht habe. Und Debout schließt seine Kritik am barmherzigen Samariter mit dem provokanten Satz: „Ich weiß, dass er einen Sterbenden gerettet hat, aber ich frage mich, ob dies zu seiner Entschuldigung genügt.“

So verrückt kann man eigentlich gar nicht denken, wie hier argumentiert wird. Aber verbergen sich hinter dieser Kritik nicht doch manche unserer heimlichen Einwände gegenüber dem, was Jesus im Anschluss an die Erzählung vom barmherzigen Samariter sagt: „Geh und handle genauso.“?

Manche versuchen sich auch nicht unbedingt mit Vernunftargumenten davon freizusprechen, sondern kapitulieren ganz einfach. Sie würden schon gerne helfen, kommen aber über den guten Vorsatz nicht hinaus und finden sich eines Tages mit ihrer Unvollkommenheit ab. Andere halten vielleicht individuellen Einsatz nur für einen „Tropfen auf den heißen Stein“; ihrer Meinung nach müssten globale Lösungen angestrebt werden. Und wieder andere lassen keine salbungsvollen Worte ertönen, sondern sind da zur Stelle, wo sie gebraucht werden, und tun das, was in ihren Kräften steht.

Christus folgen

Wenn wir der heiligen Elisabeth gedenken, dann ist es das, was uns so beeindruckt und 800 Jahre nach ihrer Geburt immer noch nachgeht: Sie hat sich nicht theoretisch mit der Frage nach dem Nächsten auseinandergesetzt, sondern spontan und konkret gehandelt. Sie konnte das menschliche Leid und die gesellschaftliche Ungerechtigkeit ihrer Zeit nicht einfach übersehen oder hinnehmen. Sie konnte auch nicht alle Probleme lösen. Sie hat aber die Möglichkeiten, die ihr zur Verfügung standen, leidenschaftlich eingesetzt und weder ein kaltes Herz noch den Krampf in den Fingern gehabt. Gegen alle Widerstände hat sie die Schranken von Herkunft und gesellschaftlich anerkannten Maßstäben durchbrochen und ihr kurzes Leben ganz in den Dienst der Kranken und Armen gestellt.

Das war für sie weit mehr als ein Gebot. Sie wusste sich von Gott geliebt und fühlte sich gedrängt, diese Liebe an ihre armseligen Mitmenschen weiterzugeben. In ihnen hat sie Jesus Christus selbst erkannt. Gerade in seiner menschlichen Schwäche wurde er für sie anschaulich. Er ist es, den sie aufsucht, tröstet und speist; seine Wunden sind es, die sie verbindet. Und so wird Elisabeth zu einer Zeugin Jesu Christi selbst. In einer Zeit der Gnadenlosigkeit gibt sie der Gnade ein Gesicht. Im Unheil zeigt sie auf, wie Heilung aussehen kann.

Elisabeth bezeugt, dass die Gnade keine Grenzen kennt. Von der Liebe zu Gott und den Menschen bewegt richtet sie sich nicht nach der Vernunft, sie fragt nicht, ob es etwas bringt, einem anderen Menschen zu helfen; sie tut es ganz einfach.

Wer ist mein Nächster?

Auch wir begegnen vielen, die im Sinne Jesu unter die Räuber gefallen sind. Da sind die unzähligen Opfer der gesellschaftlichen Umbrüche, in denen wir leben: Arbeitslose, allein gelassene alte Menschen oder Kinder aus instabilen Verhältnissen. Da sind die unzähligen Opfer ihres persönlichen Schicksals: unglücklich Verheiratete oder Geschiedene, Suchtkranke, Pflegebedürftige oder Demenzkranke. Da sind die unzähligen Opfer politischer oder wirtschaftlicher Verhältnisse: Obdachlose, Migranten oder Asylanten.

Wir können sie links liegen lassen. Wir können uns rechtfertigen und finden sicher viele vernünftige Gründe dafür. Wir können in ihnen aber auch schlicht und einfach unsere „Nächsten“ sehen, die uns etwas bedeuten – egal, ob sie unvorsichtig waren, egal, ob sie selbst Schuld auf sich geladen haben, egal, ob sie anders denken und leben als wir. Wir können die heilige Elisabeth nicht ehren und feiern, ohne selbst anderen, die „unter die Räuber gefallen sind“, zum Nächsten zu werden.

Von Albert Schweitzer stammt der Ausspruch: „So sehr mich das Problem des Elends in der Welt beschäftigte, so verlor ich mich doch nie im Grübeln darüber, sondern hielt mich an den Gedanken, dass es jedem von uns verliehen sei, etwas von diesem Elend zum Aufhören zu bringen.“ Das wäre ein Ansatzpunkt, um neuen Mut zu schöpfen. Niemand von uns kann und soll sich um alle kümmern, die Not leiden. Es gibt aber immer wieder Gelegenheiten, wo wir ganz gefordert sind; und da kommt es darauf an, ob wir achtlos vorübergehen oder wie der Samariter und Elisabeth barmherzig reagieren.

Das letzte Wort Jesu im Evangelium war: „Dann geh und handle genauso!“ Es galt nicht nur dem jüdischen Gesetzeslehrer, es gilt auch uns! Und wenn wir davon wirklich gepackt würden und es ernst nähmen, könnte unsere Welt tatsächlich heller, wärmer und liebevoller werden.

„Ihr aber, für wen haltet ihr mich?“

Hirtenbrief zum 1. Fastensonntag 2008

Mt 16,15

Liebe Schwestern und Brüder, „Die Religion ist längst zurückgekehrt.“ „Sinnfragen rücken in den Vordergrund.“ Man kann nur stauen, solche Aussagen seit einiger Zeit immer wieder zu lesen und zu hören. Bücher des Papstes und des Dalai Lama gehören zu den Weltbestsellern. Und vor Weihnachten hat auch eine Studie der Bertelsmann-Stiftung diesen Trend bestätigt. Offenbar sind doch viel mehr Menschen religiös als angenommen. Die Frage nach Gott scheint nicht – wie manche „Unheilspropheten“ vorausgesagt haben – zu verstummen.

Ist davon auch etwas in unseren Gemeinden und in unserer Umgebung zu spüren? Natürlich gibt es Höhe- und Glanzpunkte wie den Weltjugendtag, Wallfahrten und Pilgerreisen oder Katholiken- und Kirchentage. Aber wie sieht es in unserem Alltag aus?

Abgesehen davon stellt sich auch die Frage, was mit dem Begriff Religion heute überhaupt gemeint ist. Geht es dabei um unseren christlichen Glauben oder sucht man eher eine Art „Wellness“ für die Seele des gestressten Menschen, irgendeine unverbindliche „Spiritualität“ zum Wohlfühlen?

Zum Bekenntnis herausgefordert

Solche Fragen und Befunde machen es uns Christen nicht einfach. Wissen wir denn selbst so ganz genau, was unseren Glauben von anderen Heilsangeboten unterscheidet? Und sind wir davon auch überzeugt und existentiell ergriffen? „Für uns – so schreibt Papst Benedikt in seiner jüngsten Enzyklika – , die wir seit je mit dem christlichen Gottesbegriff leben und ihm gegenüber abgestumpft sind, ist der Besitz der Hoffnung, der von der realen Begegnung mit diesem Gott ausgeht, kaum noch wahrnehmbar“ (spe salvi 3).

Wenn uns aber selbst nicht so recht bewusst ist, woran wir eigentlich glauben, wovon wir erlöst sind und worauf wir hoffen dürfen, dann verdunstet unsere Christlichkeit. Dann schwindet unsere Motivation, sich am kirchlichen Leben zu beteiligen. Dann kommen wir mit Sicherheit auch ins Schleudern, wenn uns jemand „nach dem Grund unserer Hoffnung“ (vgl. 1 Petr 3, 15) fragt. So halte ich es für drin-

gend notwendig, dass wir alle uns wieder einmal intensiver darauf besinnen, was es bedeutet, Christ zu sein.

Beginnen wir, liebe Schwestern und Brüder, mit einer Episode aus dem Matthäusevangelium, die sich im Gebiet von Cäsarea Philippi abgespielt haben soll (Mt 16,13–16). Hier fragt Jesus seine Jünger: „Für wen halten die Leute den Menschensohn?“ Und er bekommt zur Antwort: „Für Johannes den Täufer, für Elija, für Jeremia oder sonst einen Propheten.“ Das ist das, was „man“ landläufig damals meinte.

Und wie würde „man“ heutzutage auf diese Frage antworten? Einige Altmarxisten werden vielleicht immer noch bestreiten, dass Jesus überhaupt gelebt hat; für sie ist er eine Erfindung der Christen, ein ausgedachter Mythos. Viele halten ihn für eine wichtige historische Person, für einen weisen Lehrer oder für einen vorbildlichen und beeindruckenden Menschen, einen der „bestimmt... einflussreichsten ..., die je gelebt haben“ (The World Book Encyclopedia). Andere sehen ihn als gescheiterten Revolutionär oder faszinierenden Wunderheiler. Und wieder andere ordnen ihn den großen Religionsstiftern wie Mohammed, Buddha und Konfuzius bei. Jesus hat also im Denken unserer Zeitgenossen durchaus seinen Platz, und das sogar weltweit.

Doch schon damals genügte es ihm nicht, lediglich zu erfahren, was die Leute so von ihm hielten. Er will mehr, und darum fragt er auch heute weiter: „Ihr aber, für wen haltet ihr mich?“ Da können wir nicht ausweichen, sondern müssen Farbe bekennen. Jede und jeder ist da herausgefordert. „Für wen haltet ihr mich?“ An dieser Frage scheiden sich letztendlich die Geister. Mit ihrer Beantwortung steht und fällt für den christlichen Glauben schlechterdings alles.

Durch Gottes Liebe erlöst

Christ ist dann, wer mit Petrus aus ganzem Herzen sagen kann: „Du bist der Messias, der Sohn des lebendigen Gottes.“ Und verdeutlichend ließe sich hinzufügen: Du bist nicht irgendein Religionsgründer, Stammesgott oder Kulturstifter. In dir ist Gott einzigartig und unüberbietbar in die menschliche Geschichte eingegangen. In dir leuchtet allen Völkern das Ganze der Wirklichkeit auf. In dir finden wir die Erlösung. In dir ist die Fülle des Lebens.

Doch was heißt das? Welche Bedeutung haben solche Sätze für unser Leben?

Zunächst einmal kommt hierin, liebe Schwestern und Brüder, das

Besondere der christlichen Gottesvorstellung zum Ausdruck: Jesus Christus ist das „Ebenbild des unsichtbaren Gottes“ (Kol 1,15). Wer ihn sieht, sieht den Vater (vgl. Joh 14,9).

Vielen Menschen in unserem Land – vielleicht auch manchen, die sich Christen nennen – ist das zu konkret. Sie halten allenfalls für möglich, dass es so etwas wie ein höchstes Prinzip oder absolutes Sein geben könnte, einen letzten Verursacher von allem, eine unpersönliche Schicksalsmacht oder andere geheime Kräfte. Oft sind es gerade auch Wissenschaftler, die ins Staunen kommen und annehmen, dass die Gesetze der Materie und der Evolution von einer höheren Intelligenz gesteuert werden. Daraus aber auf einen Gott zu schließen, der aus Liebe zu uns Menschen „seinen einzigen Sohn in die Welt gesandt hat, damit wir durch ihn leben“ (1 Joh 4,9), ist für die meisten nicht nachzuvollziehen.

Zur Weitergabe der Liebe bewegt

Das aber glauben wir Christen: „Gott ist die Liebe“ (1 Joh 4,8); zu ihm dürfen wir sogar „Du“ sagen und ihn „Vater“ nennen. Das hat uns Jesus nicht nur durch Worte offenbart, sondern vor allem durch sein radikales Leben der Hingabe bis zum Tod am Kreuz; und seine Auferstehung ist die wunderbare Bestätigung dafür.

Von Liebe wird also unser ganzes Leben umfassen. Jede und jeder von uns ist gewollt. Und auch da, wo es dunkel wird, wo wir krank oder einsam sind, wo uns Versagen und Schuld bedrücken oder Zukunftsängste quälen, dürfen wir im Blick auf Jesus Christus der Liebe Gottes vertrauen. Sie ist es auch, die uns durch den Tod hinüberrettet in ein neues unzerstörbares Leben.

Wer sich darauf einlässt, wird eines Tages vielleicht auch wie der Apostel Paulus zu der Gewissheit gelangen: „Weder Tod noch Leben, weder Engel noch Mächte, weder Gegenwärtiges noch Zukünftiges, weder Gewalten der Höhe oder Tiefe noch irgendeine andere Kreatur können uns scheiden von der Liebe Gottes, die in Christus Jesus ist, unserem Herrn“ (Röm 8,38f).

Nichts anderes kann uns Menschen wirklich und nachhaltig zufrieden stellen, nichts anderes kann uns letztlich retten, weder Wissenschaft und Fortschritt noch irgendein „Wellness-Programm“. „Erlöst wird der Mensch“ – so schreibt Papst Benedikt – „durch die Liebe“ (Spe salvi 26). Das gilt schon im rein innerweltlichen Bereich, betrifft vor allem aber jene unbedingte Liebe göttlichen Ursprungs.

Darauf verweist auch Blaise Pascal, wenn er sagt: „Im Herzen eines

jeden Menschen gibt es eine Leere, die nur Gott durch seinen Sohn Jesus Christus füllen kann“.

Liebe Schwestern und Brüder! Wenn wir uns von dieser Liebe anrühren lassen, verändert das unser Leben. Dann bleiben wir nicht einfach – wie uns Christen früher oft vorgeworfen wurde – aufs Jenseits fixiert. Nein, dann entfaltet diese Hoffnung schon jetzt ihre Kraft. Dann sehen wir das Leben in einem neuen Licht. Dann fließen uns Mut und Elan zum Handeln zu. Denn Christ ist man nicht nur für sein eigenes Seelenheil.

Jesus Christus bewegt uns dazu, sich von der Liebe Gottes nicht nur trösten, sondern auch anstecken zu lassen. Alle Heiligen bezeugen auf ihre Weise, wie konkret das gemeint ist: Der heilige Franziskus wird ein Armer unter Armen. Mechthild von Magdeburg verlässt ihre Burg und geht als Begine zu denen, die am Rande der Gesellschaft stehen. Mutter Teresa gibt den Sterbenden auf den Straßen Indiens Heimat und Würde. Und die heilige Edith Stein geht für ihr jüdisches Volk in den Tod.

Sicher werden solche radikalen Zeugnisse nicht von allen verlangt. Uns allen wird jedoch zugemutet, auf Gottes Liebe einzugehen und Verantwortung für das Leben zu übernehmen – an dem Platz, an dem wir stehen, und nach den Möglichkeiten, die uns gegeben sind. Jesus Christus mutet uns zu, als Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter Gottes für andere da zu sein und ihnen wenigstens ein Stück weit den Himmel offen zu halten.

Gewiss, wir können damit nicht das Glück auf Erden bewirken. Alles, was wir tun, bleibt begrenzt. Trotz intensiver Bemühungen wird es immer wieder Streit und Konflikte geben. Politische und gesellschaftliche Kräfte können uns hindern und lähmen. Und unsere derzeitige kirchliche Situation macht uns vielleicht manchmal Angst. Doch wir wissen: über all das hinaus gibt es eine Zukunft. Wir kennen sie nicht genau. Wir haben aber das feste Fundament einer Hoffnung, die Gott selber ist – nicht irgendein Gott, sondern der, der uns bis ans Ende liebt: jede und jeden wie die ganze Schöpfung. Niemand und nichts wird jemals aus dieser Liebe herausfallen.

Liebe Schwestern und Brüder! Was ist das Wesentliche des christlichen Glaubens? Es ist die einzigartige Offenbarung Gottes in seinem Sohn Jesus Christus. Deshalb ist das Christentum nicht in erster Linie eine Summe von Lehren und Geboten, Institutionen und Strukturen, weder eine Weltanschauung noch ein Heilsrezept. Ihm geht es vielmehr um die lebendige Gemeinschaft mit diesem Jesus Christus als

Zugang zu Gott und die Praxis eines Lebens, das sich der Liebe verdankt. Mögen wir, die wir getauft sind, nicht nur irgendwie religiös oder spirituell sein, sondern ganz konkret aus unserem christlichen Glauben leben und ihn den anderen bezeugen!

In herzlicher Verbundenheit erbitte ich dazu allen den Segen Gottes, des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes.

„Wider das Pfaffentum“

*Predigt zum Dies sacerdotalis
am 18. März 2008 in der Kathedrale St. Sebastian
(Jes 49, 1-6; Joh 13, 21-33.36-38)*

Es gehört sicher zu den schmerzlichsten Erfahrungen, wenn jemand spürt, dass er in seinem Herzen nicht nur Liebe und Treue trägt, sondern auch den Verrat. So ist es wohl Petrus ergangen, als er die harte Zurückweisung Jesu gehört hat: „Amen, Amen, das sage ich dir: Noch bevor der Hahn kräht, wirst du mich dreimal verleugnen“ (Joh 13, 38). Ausgerechnet Petrus! Ausgerechnet er, der für Jesus sein Leben hingeben will, er, der für ihn alles verlassen hat, um ihm nachzufolgen.

Ja, die Möglichkeit der Untreue im eigenen Herzen zu spüren, erschreckt wohl gerade diejenigen besonders, die sich einem Menschen oder einer Sache ganz verschrieben haben. Und dazu gehören auch wir, die wir uns als Priester oder Diakone sogar in den Dienst Jesu Christi gegeben haben. „Du wirst mich dreimal verleugnen“. Dieser Satz Jesu könnte auch an jeden von uns gerichtet sein.

Wer ist ein Pfaffe?

Bei einer der diesjährigen Priesterwerkwochen kam auch ein Gedicht von Bertolt Brecht zur Sprache, das auf den 65. Geburtstag von Alfred Döblin 1943 anspielt. Dabei hatte dieser den völlig verdutzten Festgästen seine Konversion zur katholischen Kirche mitgeteilt. „Peinlicher Vorfall“, so titulierte Brecht sein Gedicht und formuliert darin über den Gefeierten: „und mit unziemlicher Hast setzte er sich herausfordernd einen mottenzerfressenen Pfaffenhut auf, ging unzüchtig auf die Knie nieder und stimmte schamlos ein freches Kirchenlied an, so die irreligiösen Gefühle seiner Zuhörer verletzend, unter denen Jugendliche waren.“

Der Begriff „mottenzerfressener Pfaffenhut“ ist mir noch lange nachgegangen. Was meint Brecht damit? Verbirgt sich hinter dieser Formulierung nur Wut und Hass auf einen Gegner oder wird hier der Finger in eine Wunde gelegt? Hat diese Äußerung vielleicht etwas mit dem Verrat zu tun, den Jesus vorhergesagt hat? Auch andere Dichter und Philosophen prangern ja schon seit Jahrhunderten das Thema

„Pfaffentum“ an. Was ist eigentlich damit gemeint? Wer ist ein „Pfaffe“? In einem Gedicht von Wilhelm Busch wird es so karikiert:

*„Wie schad, dass ich kein Pfaffe bin,
das wäre so mein Fach.
Ich bummelte durchs Leben hin
und dächt' nicht weiter nach.
Mich plagte nicht des Grübelns Qual,
der dumme Seelenzwist,
ich wüsste ein für allemal,
was an der Sache ist.
Und weil mich denn kein Teufel stört,
so schlief ich recht gesund,
wär' wohlgenährt und hochverehrt
und würde kugelrund.
Käm' dann die böse Fastenzeit,
so wär' ich fest dabei,
bis ich mich elend abkasteit
mit Lachs und Hühnerei...“*

Natürlich stammt dieses Gedicht aus dem 19. Jahrhundert, wo noch ganz andere Verhältnisse herrschten. Damals gehörten die Pfarrer selbstverständlich zur privilegierten Schicht und waren zumeist hoch angesehen. Oft schlossen sie einen Pakt mit den übrigen Honoratioren der Gesellschaft, so dass dann das Wort „Pfaffentum“ zu einem geflügelten Wort für Heuchelei und Wohlleben wurde.

Wann werden wir zu „Pfaffen“ ?

Inzwischen haben sich die äußeren Verhältnisse beträchtlich verändert. Uns Geistlichen geht es materiell zwar immer noch ganz gut, besonders seit der Wende. Das sollten wir im Blick auf die Bevölkerung um uns herum nicht vergessen! Aber wir leben in einer extremen Diaspora mit enormen Herausforderungen und in einer relativ unkirchlichen Gesellschaft, die uns keine große Bedeutung beimisst. Und auch innerkirchlich haben wir mit mancher Anfechtung und Kritik zu

leben lernen müssen. So genannte Priesteranbetungsvereine existieren wohl kaum noch irgendwo in unserem Bistum.

Dennoch kann das Gedicht auch heute noch zu denken geben. Müssen wir uns nicht genauso wie vergangene Priestergenerationen immer wieder mit der Gefahr auseinandersetzen, unseren Auftrag zu verraten? Ein solcher Verrat muss nicht unbedingt spektakulär sein, er kann auch schleichend vonstatten gehen. „Sie predigen Wasser und trinken Wein“, könnte es eines Tages auch über uns heißen: „Sie haben das Gespür für die Wirklichkeit verloren und flüchten sich in fromme Sprüche. Sie wollten zwar – wie es auf manchem Primizbildchen steht – Diener unserer Freude sein und auch das Leid mit uns teilen, und haben sich doch zu gefühllosen Herren entwickelt. Genauso wie vielen anderen geht es auch ihnen vor allem um ein angenehmes Leben und die Durchsetzung ihrer Vorstellungen. Manche glauben vielleicht gar nicht mehr an die Ideale, für die sie angetreten sind, und machen sich inzwischen selbst zum Zentrum ihrer Verkündigung.“ Die Menschen aber, für die wir da sein wollen, sind hoch sensibel dafür, ob ein Priester wirklich von Gott spricht oder von sich selbst, ob es ihm wirklich um die Menschen geht oder um die Frage: „Wo bleibe ich?“, ob einer aus der Mitte des Glaubens lebt oder eher resigniert hat.

Ja, liebe Mitbrüder: wie sieht das mit uns aus? Woraus leben wir? Was treibt uns an? Als wir unseren Dienst begonnen haben, haben wir es ernst gemeint, unser Leben eingesetzt, und wir stehen dazu. Aber sind wir im Laufe der Zeit nicht auch müde geworden, haben den Anfangsmut verloren und manche Hoffnung begraben? Sagen wir nicht manchmal mit den Worten Jesajas: „Vergeblich habe ich mich bemüht, habe meine Kraft umsonst und nutzlos vertan“ (Jes 49, 4)? Vielleicht fühlen wir uns und einige, mit denen wir zu tun haben, gelegentlich sogar wie abgestorben!

Unsere Bekehrung

Wie schnell kann es dann geschehen, dass wir flüchten. „Wir sind doch auch nur Menschen!“, so beschwichtigen wir uns selbst. Und so tauschen wir edle Ideale gegen alltägliche Bedürfnisse ein, machen wir dieses und jenes Zugeständnis an unsere Schwäche, lassen wir uns treiben und suchen nach Möglichkeiten, uns zu zerstreuen. „Ich bummelte durchs Leben hin und dächt' nicht weiter nach“, so beschreibt es Wilhelm Busch. Der Auftrag, den wir von Jesus empfangen haben, wird dann zur Pflicht. Und die Menschen, zu denen wir gesandt sind,

werden zur Last und zum Ärgernis. Zu Recht werden sie dann über uns klagen, weil wir in einer solchen Verfassung nicht mehr in der Lage sind, sie zum Zentrum des Glaubens zu führen.

Weh uns, wenn wir in dieser Weise zu „Pfaffen“ werden! Weh uns, wenn wir uns selbst verkünden anstatt Jesus Christus als den Herrn (vgl. 2 Kor 4,5)!

Hier wird es wirklich ernst. Hier geht es um das, wofür wir angetreten sind. Was kann uns dabei helfen, dem Pfaffentum zu widerstehen?

Mit Askese allein werden wir nicht weit kommen. Auch nicht mit moralischen Appellen an uns selbst. So etwas geht nicht auf Kommando. Es geht auch nicht darum, mit zusammengebissenen Zähnen unseren Dienst zu tun oder einen Pastoralplan abzuarbeiten. Das Grundwort des Glaubens heißt ja nicht „Du musst“ – sondern: „Du bist!“ Du bist vor allem anderen erst einmal von Gott geliebt. Du darfst Dich auf Jesus Christus verlassen. Er will dein Leben. Er vermag dieses Leben auch dann wieder zu erwecken, wenn es – wie bei Lazarus – schon im Grab liegt, wenn es sozusagen schon „zum Himmel stinkt“.

Sich diesem Vermögen Jesu, zum Leben zu erwecken, auszusetzen und darauf zu vertrauen, könnte für uns selbst – im wahrsten Sinne des Wortes – wieder bewegend werden: uns aus Verkrampfung, Angst und Resignation herausreißen, mit neuem Mut und neuer Zuversicht erfüllen und dazu drängen, absichtslos und zweckfrei Gottes Liebe den Menschen weiterzugeben. Für manche können dabei Exerzitien heilsam sein, andere werden durch Krankheiten erschüttert oder müssen durch Ortswechsel ihr Leben neu orientieren. Es gibt so viele Möglichkeiten, wo uns Spiegel vorgehalten, wir auf Glaubwürdigkeit getestet und zu kleinen oder großen Entscheidungen herausgefordert werden.

Immer aber wird es darum gehen, dass wir ehrlich mit uns selbst sind. Für den Dichter Gottfried Keller ist Wahrhaftigkeit eine Weise, von Heuchelei und Verrat wegzukommen. So schreibt er am Schluss eines Gedichts über das Pfaffentum:

*„Hast Freude du empfangen,
so freu dich ohne Prahlen!
Und will dich Nacht umfassen,
schäm dich nicht ihrer Qualen!“*

Ja, wir dürfen uns als die, die wir wirklich sind, der Liebe Jesu aussetzen. Wir dürfen uns von Verrat und Untreue heilen lassen. Vielleicht kann er so auch uns zu neuem Leben anregen: umzukehren, ganz Gott zu vertrauen, sich von seiner Liebe erfüllen zu lassen – und dadurch gestärkt mit neuer Kraft dann aufzubrechen und davon zu künden.

„Herr“ – so beten wir sicher oft – „lass viele Menschen von deiner Botschaft ergriffen werden, hilf ihnen zu lebendigem Glauben, bewege unsere Gemeinden zum Aufbruch, löse sie aus Erstarrung und Selbstgefälligkeit, verändere die Welt!“. Wir sollten aber auch hinzufügen: „Und fange bei mir an!“

Christus in unserer Mitte

*Predigt zur Fronleichnamtsfeier und zum Gedenken
an die Erhebung der Ortsgemeinde vor 200 Jahren
zur Pfarrei in Halle am 25. Mai 2008
(Dtn 8,2–3.14b–16a; 1 Kor 10,16–17; Joh 6,51–58)*

Als Schulkind – in Halle aufgewachsen – bin ich einmal für einige Wochen ins katholische Eichsfeld verschickt worden. Es war eine wunderschöne Zeit, fast idyllisch, zu erleben, wie wohltuend eine volksskirchliche Atmosphäre sein kann. Sonderbar fand ich es aber, wenn meine Gastgeber über die Situation sprachen, aus der ich kam. „Diaspora“ war das Schlüsselwort; und das klang so, als ob ich sonst irgendwo hinterm Busch oder in einer Wüste lebte.

In der Zerstreuung

Für viele ist „Diaspora“ ein unverständliches Fremdwort; für uns Katholiken hier in dieser Region aber ein vertrauter Begriff. Die Situation, die damit erfasst wird, ist jedoch nicht völlig neu. Schon der 1. Petrusbrief richtet sich ausdrücklich „an die Auserwählten, die als Fremde ... in der Zerstreuung (Diaspora) leben“ (1,1).

Unter andere zerstreut zu sein, das war und ist das Schicksal und die Herausforderung, die Last und die Chance der katholischen Christen in unserer Gegend seit über 400 Jahren, eine zusammen gewürfelte Kirche von Zugezogenen zu sein, skeptisch beäugt, manchmal sogar diskriminiert und bekämpft, ein gesellschaftlicher Fremdkörper.

Was muss es da vor 200 Jahren bedeutet haben, staatlicherseits als Pfarrei anerkannt und der evangelischen Landeskirche gleichgestellt zu werden! Was durch die preußische Regierung versagt geblieben war, wurde auf einmal möglich, als Halle kurzzeitig unter französischer Herrschaft dem Königreich Westfalen angehörte. Es ist schon kurios, dass dieses Ereignis gewissermaßen als eine Folge der Französischen Revolution angesehen werden kann, die sonst der katholischen Kirche in weiten Teilen Europas schwersten Schaden zugefügt hat. Religionsfreiheit war das neue Ideal; und die halleschen Katholiken profitierten davon und waren nunmehr gesellschaftlich anerkannt.

In wie vielen politischen Systemen musste man sich seitdem zurechtfinden, behaupten und bewahren: im preußischen Staat wie im Deut-

schen Kaiserreich, während der Weimarer Republik wie unter der Nazi-Diktatur, zur DDR-Zeit unter kommunistischer Herrschaft wie nun schon fast zwei Jahrzehnte in einer pluralistischen Demokratie. Wie oft haben sich die wirtschaftlichen Verhältnisse dramatisch verändert, galt es immer wieder, sich auf neue Bevölkerungsbewegungen einzustellen. Weltkriege und Währungsreformen mussten verkraftet werden.

Und auch die Diaspora-Erfahrung war sehr unterschiedlich. Mal lebten die Katholiken als Minderheit in einer weithin als evangelisch geltenden Gesellschaft, dann musste man sich mit den Protestanten gegen den marxistisch-leninistischen Atheismus und Materialismus zur Wehr setzen, und heute finden wir uns vor Ort gewissermaßen in einer doppelten Diaspora vor: als christliche Minderheit inmitten von mehr als 80 Prozent Konfessionslosen, und dann auch noch – was für einige fast exotisch klingt – als katholisch. Und manchmal verschärft sich die Situation noch dadurch, dass jemand, der bewusst christlich leben will, dafür selbst in der eigenen Familie und Verwandtschaft keinen Rückhalt und kein Verständnis mehr findet.

Was hat sich doch alles seit 1808 für Halles Katholiken verändert. Fast nichts ist so geblieben, wie es einmal war. Und doch gibt es uns nach wie vor in recht lebendiger Weise. Haben unsere Vorfahren und wir bei aller Entwicklung nicht ähnliche Erfahrungen machen können, wie das Volk Israel auf dem Weg durch die Wüste: von Gott berufen und geprüft, aber nicht verlassen worden zu sein? Das sollten wir nicht vergessen. Kirche ist nicht an bestimmte Verhältnisse gebunden; sie kann überall – auch unter schwierigsten Umständen – Wurzeln schlagen, sich entfalten und ihrer Sendung gerecht werden. Entscheidend ist aber, dass möglichst viele dies begreifen und sich mutig den jeweiligen Herausforderungen stellen.

Sich bewähren

Wie aber haben die, die uns im Glauben vorausgegangen sind, und wir selbst auf die halleschen Verhältnisse reagiert?

„Ein Brot ist es. Darum sind wir viele ein Leib“ – ruft uns Paulus im 1. Korintherbrief zu – „denn wir alle haben teil an dem einen Brot.“ Das war und ist tatsächlich die Mitte der Kirche. Wo Eucharistie gefeiert wird, wo Christen zusammenkommen, um gemeinsam zu singen und zu beten, das Wort Gottes zu hören und den Leib Christi zu empfangen, ist Kirche ganz da, erweist sie sich als ein lebendiges Ereignis, wird sie zur Quelle neuen Lebens.

Darum haben sich auch die Katholiken dieser Stadt immer wieder zu Gottesdiensten versammelt, in kleinen Gruppen und in großer Gemeinschaft. Darum hat man sich auch auf Dauer nicht mit notdürftigen Gottesdiensträumen abgefunden, sondern sich um eigene Kirchen und Kapellen bemüht. Wie viel Kräfte wurden in deren Bau und Ausgestaltung investiert. Mit welchem Eifer hat man äußere und innere Widerstände überwunden, um ja nicht bei der sonntäglichen Messfeier zu fehlen. Vielen war bewusst, wenn es da bröckelt, ist es mit der Lebendigkeit katholischen Christseins bald vorbei.

In wie viel Formen ist darüber hinaus versucht worden, die Gläubigen zu Gruppen zusammenzuführen und Gemeinden zu bilden. Was für eine große Zahl von katholischen Vereinen hat es doch zeitweise gegeben. Wahrscheinlich sind in Halle sogar die ersten Familienkreise Deutschlands gegründet worden. Und dann die besondere Seelsorge an Studenten, Soldaten, Gefangenen und Ausländern.

Mit Gleichgesinnten zusammenzukommen, Freud und Leid zu teilen, sich gegenseitig zu unterstützen und anzuregen, ist gerade in unseren Verhältnissen für Christen fast lebensnotwendig. Genauso bedeutsam ist es aber auch, sich dabei nicht aus der Gesellschaft zurückzuziehen, in „Parallelgesellschaften“ oder selbst gemachte Ghettos. Nicht immer sind wir dieser Gefahr entronnen. Dass zu den Grundvollzügen unseres Christseins aber auch soziales und missionarisches Engagement gehört, Bedürftigen beizustehen und Suchenden die Augen für christliche Werte und Haltungen zu öffnen, hat in der Geschichte der halleschen Katholiken durchaus vielfältigen Ausdruck gefunden. Kindergärten und Schulen, Krankenhäuser und Beratungsstellen, Suppenküchen und Akademiearbeit sind dafür eindrucksvolle Zeugnisse, aber auch die Bereitschaft mancher, politische Verantwortung zu übernehmen, und der ehrenamtliche Einsatz Unzähliger für das Gemeinwohl der Stadt und unserer Gesellschaft. Wir sind kein Ofen, der sich selber wärmt, sondern sollen ausstrahlen und wie Jesus zum Brot für viele werden, uns einsetzen „für das Leben der Welt“.

Mit wie viel Mut und Fantasie ist immer wieder das Evangelium Jesu Christi verkündet und in die Tat umgesetzt worden. Wie viele haben in unseren Gemeinden Halt, Hoffnung und Zuversicht gefunden. In welchem Maß sind in dieser Stadt aber auch in den letzten Jahrzehnten das ökumenische Bewusstsein und die Verbundenheit zwischen uns und den anderen Christen gewachsen.

Was für eine bewegte Geschichte liegt doch hinter uns: mit Höhen und Tiefen, Ab- und Aufbrüchen, Erfolgen und Versagen, Anpassung und Widerstand. Es hat Bekenner unter uns gegeben, die ihre



Bischof Dr. Gerhard Feige und Axel Noack, Bischof der Evangelischen Kirche der Kirchenprovinz Sachsen, segneten gemeinsam die neue Start- und Landebahn des Flughafens Leipzig-Halle.



Ein Jahr lang stellte das Bistum die selige Mechthild von Magdeburg in den Mittelpunkt. Zum Neujahrsempfang des Bischofs im Januar 2008 waren auch alle Frauen und Mädchen aus den Gemeinden des Bistums eingeladen, die Mechthild heißen. Knapp 60 sind der Einladung gefolgt.



Die vom Bistum unterstützte ökumenische Initiative „hingucken ... denken ... einmischen“ in Magdeburg wird für ihr ideenreiches Engagement ausgezeichnet. Die hier im Entwurf dargestellte Straßenbahn fährt mittlerweile durch die Elbestadt.

Bei der Sternsingeraktion 2007/08 haben die Kinder im Bistum Magdeburg wieder fleißig gesammelt und rund 150 000 Euro auf das Konto des Kinderhilfswerkes überwiesen. Der Bischof bedankte sich bei ihnen mit einem Fest in Magdeburg.





Alle zwei Jahre kommen die rund 500 Grundschüler der Edith-Stein-Schulstiftung des Bistums Magdeburg zu einer gemeinsamen Wallfahrt ins Kloster Huysburg. Nach dem Gottesdienst segnete der Bischof die Mädchen und Jungen.



Mit Verwandten, Freunden und Weggefährten feierte der Bischof am 1. April 2008 im Kloster Huysburg den 30. Jahrestag seiner Priesterweihe.

Die Katholiken in Halle feierten im Garten der Gemeinde „Zur heiligsten Dreieinigkeit“ mit dem Bischof das Fronleichnamfest. Zugleich erinnerten sie an den 200. Jahrestag der Erhebung der ersten katholischen Gemeinde der Stadt nach der lutherischen Reformation zur Pfarrei.



Bischof, Generalvikar Raimund Sternal und Ordinariatsrätin Dr. Anette Schleinzer besuchten gemeinsam die Cistercienserinnen im Kloster St. Marien zu Helfta in Lutherstadt Eisleben. Sie zeigten sich beeindruckt von dem, was dort in den vergangenen Jahren gewachsen ist.





Am 10. Mai 2008 weihte Bischof Dr. Gerhard Feige die Diakone Stephan Werner und Christian Kobert (im Bild) in der Kathedrale St. Sebastian in Magdeburg zu Priestern. Zuvor hatte es in der Diözese drei Jahre lang keine Priesterweihe gegeben.



„Als Christen sind wir mehr als nur Museumswärter oder Hüter einer gerade noch glimmenden Asche. Wir stehen in einer lebendigen Tradition mit allem Für und Wider“, sagte Bischof Dr. Gerhard Feige im Rahmen eines ökumenischen Gottesdienstes beim Internationalen Hansefest am 8. Juni 2008 in Salzwedel. Zu dem Fest waren tausende Gäste ehemaliger Hansestädte aus mehreren Ländern Europas gekommen.



Seit einigen Jahren sind im Bistum Magdeburg zwischen 15 und 20 Prozent aller Täuflinge Erwachsene. Zum Osterfest 2008 empfingen in der Gemeinde St. Peter und Paul in Zeitz acht Frauen und Männer die Sakramente der Taufe, Firmung und Eucharistie.



Zahlreiche Gläubige aus verschiedenen deutschen Bistümern kamen am 15. September 2007 auf die Neuenburg oberhalb des Weinortes Freyburg an der Unstrut. Wo Elisabeth von Thüringen einige Jahre ihres Lebens verbrachte, feierten sie gemeinsam mit dem Magdeburger Bischof einen Gedenkgottesdienst zum 800. Geburtstag der Heiligen.

Geradlinigkeit im Glauben sogar mit dem Leben bezahlt haben; andere wurden deswegen bespitzelt und diskriminiert. Viele haben sich aber auch systemgerecht angepasst, sind gleichgültig geworden und sogar aus der Kirche ausgetreten. Es gab katholische Kinder, für die war ihre Erstkommunion zugleich die letzte, und Jugendliche, die äußerlich noch bei der Firmung dabei waren, sich innerlich aber schon längst verabschiedet hatten. Andere hingegen haben sich als Erwachsene taufen lassen oder sind zurückgekehrt und gehen gläubig ihren Weg. Wir können uns über Priester und Ordensleute freuen, die aus Halle hervorgegangen sind, und über alle, die sich mit Leib und Seele auf eine andere Berufung eingelassen haben. Mit Dankbarkeit schauen wir auch auf das segensreiche Wirken der Franziskaner, aller weiteren Seelsorger und der vielen Elisabeth-Schwestern.

Auf Christus vertrauen

Warum haben sich unsere Vorfahren und wir uns bis heute für die katholische Kirche in Halle eigentlich so engagiert? Vielen – vor allem den Vertriebenen und Flüchtlingen, aber auch den polnischen Saisonarbeitern und anderen Ausländern – tat sich in unseren Gemeinden eine neue Heimat auf. Für viele boten sie gesellschaftlichen oder sogar familiären Anschluss. Und viele haben gerade in Zeiten staatlicher Unterdrückung die christlichen Gemeinden als Orte der Freiheit erfahren, an denen man im aufrechten Gang gestärkt und solidarisch begleitet wird.

Der tiefste Grund für die Existenz und den Sinn von Kirche ist aber letztlich in dem zu suchen und zu finden, der das Haupt der Kirche und dessen Leib sie ist: in Jesus Christus. Er ruft uns in seine Nachfolge, schenkt uns seinen Heiligen Geist und sendet uns in die Welt. Von ihm leben wir und werden wir immer wieder gestärkt. Er ist „das lebendige Brot, das vom Himmel herabgekommen ist“. In jeder Eucharistiefeier bietet er sich uns als Nahrung an. Und wenn wir das Brot und den Wein empfangen, haben wir teil an seinem Leib und Blut, kommunizieren wir auf intensive Weise mit ihm.

Oberflächlich betrachtet oder vernünftig durchdacht, ist das nicht zu verstehen. Schon die Zeitgenossen Jesu empörten sich über eine solche Zumutung; und auch heute stoßen sich viele an seiner Aufforderung, sich so konkret, ja leiblich, auf ihn einzulassen. Es bleibt ein Geheimnis, über das auch Thomas von Aquin sagt: „Der Verstand verstummt beklommen, nur das Herz begreift's allein.“ Wer davon aber im Herzen getroffen ist, wird daran glauben, nicht nur irgend-

etwas zu empfangen, sondern Jesus Christus selbst. Diese Nahrung beflügelt uns, seinem Geist in unserem Leben noch mehr Raum zu geben. Mit Christus in der Kommunion vereint, vertieft sich auch unsere Einheit mit der Kirche. Ja, das ist uns wichtig, das ist uns heilig, davon leben wir. Es ist sogar unser Allerheiligstes: der Leib Christi, den wir unter der Gestalt des Brotes empfangen und der wir als Kirche selbst sind. Auch wenn dieses Zeichen vielen als ärmlich oder unverständlich erscheint, für uns leuchtet darin das Geheimnis des christlichen Glaubens auf. In ihm zeigt sich uns und der ganzen Welt die Liebe Gottes.

Christus ist und bleibt mit uns auf dem Weg. Wer ihm vertraut, braucht sich nicht um die Zukunft der Kirche zu sorgen. Entscheidend wird aber sein, wie fest wir verwurzelt und wie tief unser Glaube an Christus tatsächlich ist. Entscheidend wird auch sein, dass möglichst viele noch besser begreifen, dass wir allesamt Kirche sind und niemand sich der Verantwortung entziehen dürfte, das Evangelium sowohl ganz persönlich als auch gemeinsam zu bezeugen. Und schließlich wird außerdem noch entscheidend sein, ob wir uns die Weite und Offenheit des Geistes bewahren oder klein kariert und engherzig werden und uns zu Eigenbrötlern oder Sektierern entwickeln. Katholisch zu sein, bedeutet ja, in einer 2000jährigen Tradition zu stehen und mit Ortskirchen in aller Welt verbunden zu sein. Versöhnte Vielfalt ist uns ins Stammbuch geschrieben. Darüber hinaus pflegen wir herzlichen Kontakt zu den anderen christlichen Kirchen und Gemeinschaften und sind mit den verschiedenen Religionen im Gespräch. Wir gehen auch auf die zu, die sich als Konfessionslose oder Nichtgläubige verstehen, und mühen uns in jedem gesellschaftlichen Kontext um das Wohl der Menschen.

Zu allen Zeiten ist die Kirche herausgefordert worden, sich auf neue Verhältnisse einzustellen und sie mitzugestalten. Und sie kann das, sie hat die Kraft – und sogar den Auftrag, immer wieder aufzubrechen. Nehmen auch wir unsere Situation mutig an, und lassen wir nicht nach, unseren Glauben in Wort und Tat lebendig zu bezeugen, bestärkt durch das Beispiel unserer christlichen Vorfahren und im Vertrauen auf den, der uns verheißt hat, immer bei uns zu sein bis zum Ende dieser Welt: Jesus Christus, unseren Herrn.

Erinnerung stiftet Leben

*Predigt beim Internationalen Hansetag
und Ökumenischen Kirchentag in Salzwedel am 8. Juni 2008
(Offbg 21, 1-5a; Joh 1, 35-51)*

„Die Zukunft war früher auch schon mal besser!“ Dieser ironische Satz von Karl Valentin gilt wohl all denen, die sich in Nostalgie flüchten und die Vergangenheit verklären: „Früher, ja – da war alles besser: die gesellschaftlichen Verhältnisse, Moral und Sicherheit, das menschliche Zusammenleben, ja sogar die Jugend“, und – so könnte man schließen – selbst die Zukunft.

Mit seiner Bemerkung löst Karl Valentin aber auch noch eine tiefere Frage aus: Wie steht es eigentlich um unser Verhältnis zur Zukunft, unsere sehr persönliche, aber auch die unserer Gesellschaft, unserer Kirchen, ja der ganzen Schöpfung? Erfüllt uns der Blick darauf mit Zuversicht – oder eher mit Sorge?

Kritische Beobachter des Zeitgeschehens machen darauf aufmerksam, dass es heute vor allem an tragenden Perspektiven für die Zukunft fehle; und das sogar in einem doppelten Sinn: Viele wissen nicht, wie sie ihr ganz konkretes Leben meistern und in Würde bestehen können; vielen mangelt es aber auch an Perspektiven über das irdische Leben hinaus. „Früher“ – so beschreibt es die Autorin eines Buches mit dem bezeichnenden Titel „Das Leben als letzte Gelegenheit“ – lebten die Menschen „40 Jahre plus ewig“ und „heute leben sie nur noch 90 Jahre“.

Ist es also doch so, wie Karl Valentin sagt, dass die Zukunft früher auch schon mal besser war? Unversehens bekommt dieser Satz nun sogar einen tödlichen Ernst. Wo es aber keine tragenden Zukunftsaussichten gibt, kann das menschliche Leben sinnlos erscheinen. Dann ist es auch nur noch ein kleiner Schritt zu Resignation, Verzweiflung oder auch gewalttätigen Reaktionen.

„Zukunft braucht Herkunft“

Wie können wir diesem Verlust an Zukunft gegensteuern? Einer der wichtigsten Schritte besteht sicher darin, nach den eigenen Wurzeln zu suchen. „Zukunft braucht Herkunft“, sagt der Philosoph Bodo Marquardt. Wir müssen wissen, wo wir herkommen und wo unsere Wurzeln sind. Die Erinnerung gehört zu unserem Leben und stiftet

Identität: die Erinnerung an eigene Erlebnisse, an Höhen und Tiefen, Schicksalsschläge und Glücksmomente, Erfolge und Versagen, besonders auch an die Überwindung von Krisen, an Aufbrüche und Neuanfänge. Wer Jahrzehnte die DDR – abgegrenzt durch Mauer und Zaun – mit Frustrationen und Sehnsüchten durchlebt und erlitten hat, darf das nicht vergessen, ebenso aber auch nicht die Zivilcourage so mancher und die friedliche Revolution von 1989, die diesem Spuk ein Ende bereitet hat. Und auch die Freiheit seitdem ist nicht nur grauer als der Traum von ihr; wer sie verteufelt, hat schon verdrängt, was vorher war. Froh machende wie belastende Erinnerungen begleiten uns; der Umgang mit ihnen prägt auch unsere Zukunft. Eine Gesellschaft, die ihre Vergangenheit vergisst, verfälscht oder überbetont, wird krank, immer leichter manipulierbar und letztlich unfähig, sich zukunftssträchtig zu erneuern. Das deutet auch Erich Kästner in einem seiner Gedichte recht unverblümt an: „Die Erinnerung ist eine mysteriöse Macht und bildet die Menschen um. Wer das, was schön war, vergisst, wird böse. Wer das, was schlimm war, vergisst, wird dumm.“

Für uns Christen heißt das über die allgemeinen Erfahrungen hinaus, sich ebenso der eigenen Kirchengeschichte und der gemeinsamen Vergangenheit bewusst zu bleiben: der ökumenischen Annäherungen in den letzten Jahrzehnten, der zuvor konfliktreichen Auseinanderentwicklung nach der Reformation, dem Mittelalter – das ja in diesen Tagen hier in Salzwedel so lebendig wird – mit seinen Licht- und Schattenseiten bis zur Christianisierung unserer Region. Unsere Wurzeln reichen aber noch viel weiter zurück: in die griechisch-römische Zeit und in die Geschichte des Volkes Israel. Ohne das jüdisch-christliche Erbe ist unsere europäische Kultur gar nicht denkbar.

Unvergessliche Heilsgeschichten

Wer die Bibel – das grundlegende Buch dieses Jahrtausende alten Welterbes – aufschlägt, findet unzählige Lebens- und Glaubenserfahrungen, Berichte und Deutungen, Handlungsmuster und Visionen; ja wir sind davon überzeugt, dass Gott selbst uns dadurch anspricht. Es ist schon beeindruckend, darin einem sehr realistischen Menschenbild zu begegnen: in seiner ganzen Spannung von der Würde und Herausforderung, als Geschöpf Gottes sein Ebenbild darzustellen, über den Wahn, selbst wie Gott sein zu wollen und sich gegen ihn zu erheben, bis zur Erbärmlichkeit, letztlich nur Staub zu sein und wie die Blume des Feldes zu vergehen. Dann aber ist es trostreich und

ermutigend, an all das erinnert zu werden, was durch Gottes Kraft bewirkt wurde und gelungen ist, an all die Zeichen seiner Nähe, Barmherzigkeit und Treue.

An diese Geschichte Gottes mit den Menschen knüpft auch Jesus an. Er greift die kollektive Erinnerung an die Heilserfahrungen auf, die Israel dabei gemacht hat: die Befreiung aus der Knechtschaft Ägyptens und den Durchzug durchs Rote Meer, den Weg in das verheißene Land und den Bundesschluss Gottes mit seinem Volk. Diese Erfahrungen, so verkündet Jesus durch sein Leben und Sterben, sind nicht nur wahr und gültig. Sie werden davon sogar noch übertroffen! Denn die Erlösung, die er bringt, bedeutet mehr, als nur der Macht irdischer Herrscher entzogen zu sein; sie vermittelt uns die Freiheit von der Sünde, ja sogar die Freiheit vom Tod.

„Seht, ich mache alles neu“

Und der Aufbruch, den er verkündet, ist mehr als das Abschütteln der Sklaverei oder der Beginn einer Zukunft, die dann doch nach 60 oder 80 Jahren vorbei ist. Nein, er will den Aufbruch in eine Zukunft, die nie endet, einen Aufbruch ins Leben, das keinen Untergang kennt, einen Aufbruch ins Licht, das immer leuchtet.

Durch ihn ist endgültig offenbar geworden, wer Gott ist und was er mit uns vorhat. Nunmehr wissen oder ahnen wir wenigstens, woher wir kommen und wohin wir gehen. Letztendlich sind wir himmlischer Herkunft und leben aus Gottes Gnade – nicht als Marionetten, sondern als Wesen, die verantwortlich mit ihrer Freiheit umgehen sollen. Unsere tiefsten Wurzeln liegen in Gottes schöpferischer Liebe – und in dieser Liebe eröffnet sich auch unsere Zukunft. Der Himmel steht uns offen!

In diesem Sinne ist auch die Lesung aus der Offenbarung des Johannes zu verstehen. Keine kosmische Weltdeutung tritt uns da entgegen; es sollen auch keine berechenbaren Vorhersagen gemacht werden. Vielmehr will dieses apokalyptische Buch den bedrängten Christen Kleinasiens am Ende des ersten Jahrhunderts Mut zusprechen. Es will den Himmel offen halten für Menschen, die für sich keine Zukunft mehr sehen.

In Bildern, die an die alten Heilserfahrungen anknüpfen, drückt deshalb der Seher von Patmos seinen Glauben aus, dass mit der Auferstehung Jesu von Nazareth etwas ganz Neues und Endgültiges begonnen hat. Nie mehr, so sagt er, wird der Tod über das Leben triumphieren können. Nie mehr wird es grenzenlosen Schmerz und

unerträgliche Einsamkeit geben. Nie mehr wird jemand ins Leere laufen. Denn nun ist in unsere Geschichte, ja in den ganzen Kosmos, sozusagen ein Name eingraviert: der Name Jesu Christi. Er reißt uns in seinen Sieg mit hinein. Er hat in uns einen Keim unzerstörbaren Lebens eingepflanzt. Nichts kann uns mehr von ihm trennen, mag unser Weg manchmal auch noch so dunkel erscheinen. Das alte Lied ist vorbei. Unser Leben steht jetzt in einem anderen Horizont, unter anderen Voraussetzungen und Perspektiven. Himmel und Erde erscheinen in einem neuen Licht.

„Die Zukunft war früher auch schon mal besser!“ Erinnern wir uns an dieses „Früher“ – nicht in schwärmerischer Nostalgie, sondern in gläubiger Besinnung auf das, was uns zugesagt ist: Unsere Herkunft liegt in Gott. Er hat auf ewig seinen Bund mit uns geschlossen. Er will in unserer Mitte wohnen. In Jesus Christus ist er uns zum Bruder geworden. Und wenn wir uns in seinem Namen versammeln, wird dies in besonderer Weise immer wieder aufs Neue erfahrbar.

Als Christen sind wir mehr als nur Museumswärter oder Hüter einer gerade noch glimmenden Asche. Wir stehen in einer lebendigen Tradition mit allem „für“ und „wider“. Manchmal tragen wir schwer unter diesem historischen Ballast und werden als die „Ewig-Gestrigen“ bezeichnet. Dann aber profitieren wir wieder von den Weltenerfahrungen einer Bewegung, die wie keine andere schon so lange existiert und immer noch genügend Puste und Verstand, Rückgrat und Beweglichkeit, Charme und Begeisterungsfähigkeit hat. Wir sind tief verwurzelt und – so hoffe ich – auch geistvoll beflügelt, uns konstruktiv den Herausforderungen der Gegenwart und Zukunft zu stellen. Sich der Geschichte Gottes und der Menschen zu erinnern, stiftet wahrhaft Leben, stärkt uns den Rücken, weitet den Horizont und gibt uns Kraft für unseren Auftrag: in dieser Welt und Gesellschaft den Himmel offen zu halten, für alle Menschen in unserem Land, besonders aber für die, die keine Zukunft sehen.

Warum schon wieder und gerade jetzt?

Offener Brief an die evangelischen Christen anlässlich einer römischen Erklärung

Liebe evangelische Schwestern und Brüder! Ich kann es verstehen, wenn Sie die jüngste römische Erklärung „Antworten auf Fragen zu einigen Aspekten bezüglich der Lehre über die Kirche“ schmerzt. Leider ist damit wieder Salz in eine offene Wunde gestreut worden; warum schon wieder und gerade jetzt, bleibt auch mir verborgen. Andererseits ist die grundsätzliche ökumenische Öffnung, die das II. Vatikanische Konzil gebracht hat, nicht zurückgenommen worden. Und das sollte man mindestens genauso beachten.

Auch wenn die katholische Kirche die *eine* Kirche Jesu Christi, wie wir sie gemeinsam im Glaubensbekenntnis bekennen, nach wie vor in sich konkret verwirklicht sieht, versteht sie das nicht mehr exklusiv, sie erkennt auch die anderen „Kirchen und kirchlichen Gemeinschaften“ als „Mittel des Heiles“ an und weiß sich mit ihnen verbunden. In welcher Beziehung diese zur *einen* Kirche des Glaubensbekenntnisses stehen, wird katholischerseits danach beurteilt, in welchem Umfang die Fülle des sakramentalen Lebens und der apostolischen Sukzession bewahrt wurde. Durch diese theologische Einordnung wird deren faktische Existenz und Selbstverständnis als Kirche jedoch nicht geleugnet.

Zudem vertritt die katholische Kirche nicht mehr die Meinung, dass die anderen zu ihr zurückzukehren hätten, sie verwirft jedoch eine Ökumene, die sich mit einer einfachen Anerkennung der bestehenden Verhältnisse zufrieden geben will. Sie teilt nicht die Vorstellung, dass die wahre Kirche nur unsichtbar oder aber eine gewisse Summe von Konfessionen sei. Das aber vertreten manche evangelischen Theologen in schroffer Absetzung von altkirchlichen Überzeugungen mit erstaunlich unfehlbarer Gewissheit.

Nachdem man sich in der theologischen Verständigung schon einmal viel näher war, scheint der Abstand inzwischen wieder größer geworden zu sein. Ich verhehle nicht, dass mich dabei auch manche evangelischen Profilierungsbestrebungen in Deutschland mit deutlich antikatholischen Abgrenzungen befremden.

Es hilft nicht, ungelöste Probleme unter den Teppich zu kehren und

sich gegenseitig etwas vorzumachen. Wir sollten sie auf allen Ebenen offen, beharrlich und fair angehen, aber mit Achtung und Ehrfurcht voreinander. Dabei bedarf es sowohl des Verstandes als auch der Gefühle und des Herzens. Wer nur auf eines davon setzt, ist manchmal sehr schnell am Ende.

Da wir Christen in Deutschland über Jahrzehnte schon so gute Erfahrungen miteinander gemacht haben, hoffe ich, dass uns kritische Äußerungen – von welcher Seite auch immer – nicht gleich wieder polemisch gegeneinander aufbringen oder gemeinsame Ziele – vor allem das der Einheit – aus den Augen verlieren lassen.

Ich danke allen, die trotz persönlicher Betroffenheit die Kraft haben, besonnen zu bleiben. Lassen Sie sich nicht entmutigen, mit uns weiter nach Wegen zu größerer Gemeinsamkeit in Zeugnis und Dienst zu suchen.

*Veröffentlicht im Tag des Herrn
und anderen Kirchenzeitungen
am 22. Juli 2007*

Die guten Anliegen der Reformation gemeinsam zum Tragen bringen

*Grußwort zur 5. Tagung der Synode der
Föderation Evangelischer Kirchen in Mitteldeutschland
am 15. Februar 2008 in Lutherstadt Wittenberg*

Hohes Präsidium, verehrte und liebe Schwestern und Brüder, ich bin dankbar, anlässlich der Unterzeichnung Ihres Vereinigungsvertrages heute an Sie ein Wort richten zu dürfen, und grüße Sie – auch im Namen meines Erfurter Amtsbruders Bischof Joachim Wanke – sehr herzlich.

„Wer Untergänge vermeiden will, muss Übergänge gestalten.“ Mit diesem Zitat von Warnfried Dettling habe ich schon in der Predigt zu meiner Amtseinführung vor fast drei Jahren argumentiert. In unseren Kirchen – evangelisch wie katholisch – ist viel in Bewegung. Ab- und Umbrüche sind zu verzeichnen, aber auch manche Aufbrüche und Neuanfänge. Fast alle Bistümer und Landeskirchen suchen nach neuen Lösungen, um ihren spezifischen Herausforderungen gerecht zu werden. Im Bistum Magdeburg ist nach einem mehrjährigen „Pastoralen Zukunftsgespräch“ eine Umstrukturierung der Gemeinden erfolgt. Die geplanten 44 Gemeindeverbände sind – mindestens formal – errichtet und mit unterschiedlicher Intensität auf dem Weg zu einer größeren Gemeinsamkeit. Und Sie haben sich sogar an die Fusion zweier großer Landeskirchen gewagt!

Was war und ist bei solchen Prozessen wichtig? Mir fallen dazu die beiden Formeln ein, die katholischerseits bei der Spendung des Aschekreuzes am Beginn der österlichen Bußzeit gebraucht werden. „Bedenke Mensch, dass du Staub bist und wieder zum Staub zurückkehrst“, lautet die eine, und die andere: „Bekehrt euch und glaubt an das Evangelium“. Beides ist notwendig und heilsam, im persönlichen Leben wie im Blick auf unsere kirchlichen und gesellschaftlichen Verhältnisse: sich erschüttern zu lassen und nüchtern zu bilanzieren, dann aber auch Konsequenzen zu ziehen und im Vertrauen auf die Kraft des Evangeliums im Geiste Jesu Christi neue Wege zu gehen.

Mit großem Respekt schaue ich auf den spannenden, manchmal sogar turbulenten Prozess, der hinter Ihnen liegt und den es nun auf andere Art und Weise fortzuführen gilt. Ich bewundere den Mut zur ungeschönten Bewertung der Situation, wie ich sie in Berichten von

Bischof Kähler und Bischof Noack angetroffen habe, und die Ausdauer und Zähigkeit, mit der manche Probleme doch noch aus dem Weg geräumt werden konnten. Ich habe alles sehr interessiert und wohlwollend verfolgt, mich dazu aber nie geäußert. Nur einmal bin ich indirekt in die Vorgänge einbezogen gewesen und wäre irrtümlicherweise fast zum Opfer Ihrer Überlegungen geworden. Es war zu der Zeit, als einer Machbarkeitsstudie zufolge Erfurt als künftiger Bischofssitz der Föderation gehandelt wurde. Da konnte ich dann in einer Zeitung in diesem Zusammenhang vergnüglich lesen: „Bischof Gerhard Feige soll weg ... Ergebnis einer Studie der Evangelischen Kirche“. – Soweit ist unsere Ökumene nun aber doch noch nicht, dass die einen für die anderen gleich mitplanen!

Jede Kirche muss sicher ihren eigenen Weg finden, um auch weiterhin das Evangelium lebendig bezeugen zu können; und doch dürfte keine – wenn sie wirklich ökumenisch sein will – die anderen Christen dabei aus dem Blick verlieren oder bewusst vernachlässigen, weder in Grundsatztexten noch in der Praxis. Leider gibt es jedoch manche Beispiele dafür, dass die Sorge um die eigene Existenz oder ein deutlicheres Profil die Gefahr mit sich bringt, das ökumenische Engagement zu vermindern oder sogar alte Abgrenzungsstrategien wieder zu beleben. Geben wir dieser Versuchung nicht nach! Bewahren wir uns den Mut zu gegenseitigem Vertrauen und bemühen wir uns auch weiterhin, zu einer überzeugenderen Einheit zu kommen. Dabei müssen wir uns allesamt freilich bewegen und nicht auf dem Status quo beharren wollen.

2017 steht das 500jährige Reformationsjubiläum an; eine Dekade soll es vorbereiten. Für mich verbindet sich damit die Frage: Werden wir – evangelische und katholische Christen – uns nach diesen Jahren näher sein oder ferner? Das hängt nun einmal weniger von Rom ab, als vielmehr von den Intentionen und Akzenten, mit denen man evangelischerseits auf dieses Ereignis eingehen wird. 1996 war es z. B. im Rahmen der Feierlichkeiten anlässlich des 450. Todestages von Martin Luther sogar möglich, in Eisleben einen ökumenischen Kirchentag zu veranstalten, der von unserem Bistum mit vorbereitet und getragen wurde. Damals hatte ich in Überlegungen zu diesem Gedenken, die in unseren Amtlichen Mitteilungen erschienen, Luther auch für uns Katholiken als „eine geistliche und theologische Herausforderung“ bezeichnet, „an der man auf dem Weg zur Einheit der getrennten Christen nicht vorbeikommt“. Und mein Resümee lautete: „Lassen sich die geschichtlichen Vorgänge auch nicht rückgängig und ungeschehen machen, so können wir die negativen Folgen der Kir-

chenspaltung doch wenigstens dadurch zu heilen versuchen, dass wir als katholische und evangelische Christen die positiven Anliegen der Reformation in unserer Zeit gemeinsam zum Tragen bringen.“ Dazu stehe ich nach wie vor und wünsche, wir könnten auf 2017 gemeinsamer als bisher erkenntlich zugehen!

Auf jeden Fall gratuliere ich Ihnen heute erst einmal zur gelungenen Fusion Ihrer beiden Kirchen. Ich wünsche Ihrer Tagung einen gesegneten Verlauf und fruchtbare Ergebnisse. Und schließlich möchte ich zusammen mit meinem Erfurter Mitbruder Ihnen von ganzem Herzen für die bisherige ökumenische Verbundenheit danken und Sie auch weiterhin unserer geschwisterlichen Partnerschaft versichern.

Unter dem Licht Christi auf dem Weg

*Von der 3. Europäischen Ökumenischen Versammlung
und der Situation in Deutschland*

Inzwischen liegt die 3. Europäische Ökumenische Versammlung schon einige Zeit zurück. Welche Eindrücke und Erfahrungen sind geblieben? Was hat sie gebracht? Wie kann es ökumenisch weitergehen?

Anders als ihre Vorgängerinnen war die 3. Europäische Ökumenische Versammlung als Prozess oder Pilgerweg über mehr als anderthalb Jahre angelegt. Mehrere Stationen sollten die unterschiedlichen christlichen und spirituellen Traditionen widerspiegeln – zumindest in ihrer katholischen, evangelischen und orthodoxen Gestalt. Und so begann diese Versammlung mit Treffen von je 170 Delegierten im Januar 2006 in Rom und im Februar 2007 in Lutherstadt Wittenberg; ihren Höhepunkt erfuhr sie schließlich mit einer Veranstaltung von etwa 2500 Teilnehmern im September 2007 in Sibiu (Hermannstadt, Nagyszeben). Dazwischen sollten sich möglichst viele auch in den einzelnen Ländern an dem Prozess beteiligen und mit seinen Themen auseinandersetzen. Bedauerlicherweise kam dieses gut gemeinte Pilgerweg-Konzept, das der geistlichen Dimension und der gegenseitigen Bereicherung einen hohen Stellenwert beimaß, nicht so richtig zum Tragen und wurde außer von den direkt Beteiligten durch andere nur verhalten wahrgenommen. In Sibiu freilich, wo der Schwerpunkt auf der orthodoxen Gebets- und Frömmigkeitstradition lag, war es dann auch breiteren Kreisen möglich, bei den gemeinsamen Morgengebeten oder in den Gottesdiensten anderer Konfessionen zu erleben, wie vielfältig der liturgische Ausdruck christlichen Glaubens sein kann. Ökumene braucht solche geistlichen Begegnungen, um die Gläubigkeit der anderen Christen zu erfahren, sich davon vielleicht auch ergänzen zu lassen und um immer wieder neue Kraft für das sonstige Engagement schöpfen zu können. Wirkliche Aufbrüche und Fortschritte setzen in der Tiefe an und sind nicht oberflächlich machbar.

Es scheint auch, dass der 3. Europäischen Ökumenischen Versammlung irgendwie der Kairos gefehlt hat. Die erste Versammlung dieser Art – 1989 in Basel – fand im schon gärenden Vorfeld der sich noch im selben Jahr vollziehenden gesellschaftlichen Umbrüche in Mittel- und Osteuropa statt; bei der zweiten – 1997 in Graz – präsentierte

sich zum ersten Mal das neue Europa der nun offenen Grenzen, in dem aber auch „Haarrisse“ erkennbar wurden: die Jugoslawienkriege, das neue Selbstbewusstsein der orthodoxen Kirchen. Versöhnung war deshalb ein beherrschendes Thema. Eine Frucht von Graz bildete dann die 2001 in Straßburg unterzeichnete „Charta Oecumenica“ als Bezugsgröße und Referenztext der Ökumene in Europa. War die Situation vor und in Sibiu auch nicht unbedingt von einer Aufbruchsstimmung gekennzeichnet, so gab es doch genügend Herausforderungen, die eine solche neue Versammlung rechtfertigten. Dazu gehört die Ungleichzeitigkeit der ökumenischen Gegebenheiten in ganz Europa: in den einzelnen Ländern und Regionen abhängig vom jeweiligen Mehr- oder Minderheitsstatus der betreffenden Kirchen und Gemeinschaften, ihrer konkreten Geschichte, Verfassung und Aufgeschlossenheit. Neben ökumenischen Sammlungsbewegungen gibt es auch manche antiökumenischen Kräfte und auseinanderstrebenden Gruppierungen. Zu den aktuellen Herausforderungen gehört auch die in den letzten Jahren erfolgte Erweiterung der EU durch den Beitritt mehrerer postkommunistischer Staaten, zuletzt Rumäniens und Bulgariens, und das Problem derer, die davon noch ausgeschlossen sind und darauf warten. Dazu gehört genauso die Debatte um die geistige Herkunft Europas und seine Bedeutung als Wertegemeinschaft. Dazu gehören schließlich die Verunsicherungen, die das Votum der römischen Glaubenskongregation vom Sommer 2007 zum Kirchenverständnis ausgelöst hat. Es gab also durchaus wichtige Gründe, sich inner- und außerkirchlich wieder einmal auf europäischer Ebene der christlichen Gemeinsamkeit zu vergewissern und ökumenisch zu positionieren. Dass man dazu nach Rumänien in ein mehrheitlich orthodox geprägtes Land und speziell in eine multikonfessionelle und multiethnische Stadt gegangen ist, war ein bedeutsames Zeichen und hat unter vielen – besonders natürlich der einheimischen Bevölkerung – ein positives Echo ausgelöst. Die deutschen Medien hingegen sind auf dieses Ereignis – wenn überhaupt – nur dürftig eingegangen.

Wichtiges Begegnungsforum

Insgesamt war die Versammlung in Sibiu ein wichtiges Begegnungsforum für Christen verschiedener Kirchen und Traditionen aus Ost und West. Auf der Tagesordnung standen nicht nur die klassischen und weltweit aktuellen Themen des konziliaren Prozesses „Frieden, Gerechtigkeit und Bewahrung der Schöpfung“, sondern auch die unmittelbar das kirchliche Leben und die Ökumene betreffenden

Fragen: das Ringen um die sichtbare Einheit der Kirchen, die Erneuerung der Spiritualität und die Vertiefung des christlichen Zeugnisses. Außerdem stand die sich verändernde Gestalt unseres Kontinents zur Debatte: der europäische Einigungsprozess, die Begegnung mit anderen Religionen, vielfältige Migrationsbewegungen und die voranschreitende Globalisierung. Es gab ein großes Aufgebot namhafter Repräsentanten der Kirchen und des politischen Lebens und viele qualitätsvolle Beiträge sowohl im Plenum wie in den Foren: Vorträge, Ansprachen, Grußworte, Berichte und Einwendungen. Dennoch kam die Veranstaltungsform an deutlich erkennbare Grenzen. Eine solche Fülle von Themen war – wie man eigentlich schon vorher ahnen konnte – bei über 2000 Teilnehmern und in der Kürze der Zeit gar nicht befriedigend zu bewältigen.

Ökumenische Konflikte deutlich benannt

Den Delegierten, die ein ganz breites Spektrum kirchlicher, nationaler, sozialer und kultureller Herkunft und Kompetenz in Europa repräsentierten, fehlte es an genügend Möglichkeiten, Impulse aufzunehmen und sich selbst aktiv einzubringen. Zudem waren auf den Podien – vor allem der Plenarveranstaltungen – Frauen merklich unterrepräsentiert. Der ebenfalls insgesamt schwache Anteil der Jugend konnte durch einen eigenen Beitrag ausgeglichen werden, eine Botschaft, die schon vorher bei einer Begegnung in St. Moritz formuliert worden war und nunmehr der gemeinsamen Schlussbotschaft angefügt wurde. Obwohl die Meinungsbildungsprozesse sehr schwierig waren, gelang es doch über Interventionen und Voten, die Schlussbotschaft noch deutlich zu verbessern. Sollte man irgendwann wieder einmal eine derartige Versammlung planen, müsste unbedingt über alternative Gestaltungsformen nachgedacht werden.

Inhaltlich wurden die gegenwärtigen ökumenischen Konfliktlinien zumal im Verständnis von Kirche und ihrer Einheit nicht verdeckt, sondern deutlich beim Namen genannt. Zugleich wurde von allen Seiten aber auch eindringlich die Notwendigkeit weiteren ökumenischen Engagements und die Bereitschaft dazu unterstrichen. Hier schon entscheidend voran zu kommen, konnte nicht die Aufgabe der Versammlung sein. In mehreren Beiträgen und in der Schlussbotschaft werden jedoch konkrete Hinweise gegeben, wie ein gemeinsamer ökumenischer Weg lebendig und geistlich gestaltet werden kann. Erfreulicherweise wurde dabei verschiedentlich auf die bereits in mehreren Ländern erfolgten zwischenkirchlichen Taufanerkennungen

und deren sakramentale wie ekklesiologische Bedeutung hingewiesen, in vorsichtiger Form freilich, da hier sowohl bei einigen Orthodoxen Kirchen wie bei einigen Freikirchen Vorbehalte bestehen. Deutlich wurde auch die Notwendigkeit missionarischen Engagements unterstrichen. Bei den Themenfeldern „Europa“ und „Welt“ findet sich schließlich eine Reihe von Handlungsappellen und Konkretionen (unter anderem die Millenniumsziele der UN, ein von CCEE und KEK initiiertes Konsultativprozess zu Fragen von Klimawandel und ökologischer Gerechtigkeit sowie der Aufruf, einen gemeinsamen Tag der Schöpfung zu feiern, einen Tag des Gebets und der Anregung, seinen Lebensstil zu ändern), ohne in eine beliebige Vielfalt von wünschenswerten Zielen zu geraten. An mehreren Stellen der Schlussbotschaft wird zudem explizit die Verbindung zur „Charta Oecumenica“ und die Kontinuität mit ihr betont. Das ist auch gut so, weil der „Charta Oecumenica“ sicherlich mehr visionäre Kraft innewohnt als dem Ergebnistext von Sibiu. Zweifellos kann keines der neun Einzelthemen dieser Ökumenischen Versammlung als abgearbeitet und erledigt angesehen werden. Das war auch nicht zu erwarten. Ebenso lässt sich deren Resultat nicht allein an der Schlussbotschaft messen. Der von ihr weitergeführte und neu angestoßene Lern- und Erfahrungsprozess muss weitergehen. Wir haben einen Aufgabenkatalog mitbekommen, eine Agenda. Sibiu war nicht der Abschluss, sondern die Etappe eines Weges, der den Christen und Kirchen in Europa weiterhin dringlich aufgegeben ist: diesen Kontinent möglichst gemeinsam im Geiste Jesu Christi und seiner Ideale mitzugestalten. Dass die Hauptveranstaltungen in Sibiu in einem Zelt stattfanden, war dafür ein Zeichen. Zelte sind ja Ausdruck eines Provisoriums und werden zumeist errichtet, wenn man unterwegs ist.

Zurückgekehrt nach Deutschland stellt sich die ökumenische Situation gegenwärtig etwas widersprüchlich dar. Auf der einen Seite erfreut man sich einer gewachsenen Gemeinsamkeit in persönlichen wie institutionellen Beziehungen, ist theologisch in manchem vorangekommen, arbeitet in vielen Bereichen gut zusammen und hat Grund, über diese – vor Jahrzehnten noch unvorstellbare – Entwicklung dankbar zu sein. Besonders markante Beispiele dafür waren und sind der Ökumenische Kirchentag 2003 in Berlin und die wechselseitige Taufanerkennung von elf Kirchen, die 2007 feierlich im Magdeburger Dom besiegelt wurde, aber auch die 1999 erfolgte Unterzeichnung der Gemeinsamen Erklärung zur Rechtfertigungslehre in Augsburg. Zu erwähnen sind auch die schon traditionell ökumenisch veranstaltete „Woche für das Leben“ sowie viele gemeinsame sozioethische Ver-

lautbarungen von „Gott ist ein Freund des Lebens“ (1989) bis zu „Demokratie braucht Tugenden“ (2006), außerdem das schon zweimal durchgeführte „Jahr der Bibel“ und noch manch andere Zusammenarbeit in der Verbreitung biblischer Kenntnisse und christlicher Überzeugungen. Darüber hinaus pflegen die Evangelische und die Katholische Kirche auch gute Kontakte mit der Orthodoxie in Deutschland und in deren Heimatländern. Schließlich ist auch auf die anregende und konstruktive Verbundenheit im Rahmen der Arbeitsgemeinschaft Christlicher Kirchen (ACK) zu verweisen. Auf allen Ebenen – von Gemeinden und anderen Basisgruppen über Forschung und Lehre bis zur Leitungsebene der Kirchen (beziehungsweise umgekehrt!) – gibt es erfreuliche Beispiele und ermutigende Anzeichen ökumenischen Bewusstseins und Handelns.

Überzogene Profilierung belastet

Auf der anderen Seite sind aber auch manche Verfestigungen und Enttäuschungen zu verzeichnen, ja sogar einschneidende Rückschläge. Die Preisgabe der biblischen Einheitsübersetzung in den ökumenischen Gottesdiensten und die Absage der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD), sich an deren Revision zu beteiligen, ist dafür ein Beispiel, aber auch die deutliche Entfernung der EKD im Amts- und Ordinationsverständnis von schon im lutherisch-katholischen Dialog erzielten Annäherungen sowie die sich neuerdings in aller Öffentlichkeit zeigende Differenz in bioethischen Fragen. Belastend sind auch jüngste Versuche beider Kirchen (der einen aus Rom in weltkirchlicher Perspektive, der anderen lediglich im deutschen Kontext), ihre jeweilige Identität noch deutlicher herauszustellen und sich bewusst oder unbewusst damit voneinander wieder stärker abzugrenzen. Dabei müsste man sich freilich zugestehen, eigene Überzeugungen auch offen sagen zu können, ohne sofort – wenn diese als unangenehm erscheinen – moralisch abgewertet und in eine anti-ökumenische Ecke gestellt zu werden. Vor Ort schließlich erschweren die für Bistümer wie Landeskirchen notwendig gewordenen Umstrukturierungsprozesse und das gesellschaftliche Erfordernis einer größeren Mobilität manche vielleicht bisher möglichen und sogar gewünschten ökumenischen Beziehungen.

Dabei kann und darf es jedoch nicht bleiben. Und die kommenden Jahre bieten Möglichkeiten und Chancen, das ökumenische Verhältnis in Deutschland durchaus auch wieder mehr zu entkrampfen und zu verlebendigen. Ein neuer Ökumenischer Kirchentag steht für 2010 in

München bevor; 2017 soll das 500jährige Reformationsjubiläum gefeiert werden; und zwischen der Vereinigten Evangelisch-Lutherischen Kirche Deutschlands und der Deutschen Bischofskonferenz wird über die Wiederaufnahme theologischer Gespräche beraten. Auf diesem Hintergrund hat die DBK auf ihrer Vollversammlung im Herbst 2007 angeregt, „einzelne thematische Aspekte“ der Versammlung und der Schlussbotschaft von Sibiu für den geplanten Ökumenischen Kirchentag „aufzunehmen und auf diese Weise ... fruchtbar zu machen“. Ihre Ökumenekommission soll sich damit befassen. Und die Kommission für gesellschaftliche und soziale Fragen mit ihrer Arbeitsgruppe für ökologische Fragen hat den Auftrag bekommen, die Empfehlung von Sibiu, „den Zeitraum zwischen dem 1. September und dem 4. Oktober dem Gebet für den Schutz der Schöpfung und die Förderung eines nachhaltigen Lebensstils als Beitrag zum Klimaschutz zu widmen“, zu beraten. Wie sich bei einem gemeinsamen Auswertungstreffen von deutschen Delegierten aus den verschiedenen Kirchen in Kassel und einer Kurzbefragung der katholischen Teilnehmer durch das Ökumenische Institut in Münster gezeigt hat, werden hierzulande jedoch von Sibiu keine besonders prägnanten Auswirkungen erwartet. Darum gilt es, auf der Grundlage der „Charta Oecumenica“ selbst noch stärker initiativ zu werden, in Gruppen und Netzwerken, zwischen Gemeinden und in der Gesellschaft, im geistlichen Austausch wie im theologischen Nachdenken und im praktischen Handeln. Dabei wäre es zum Beispiel schon einmal wichtig, noch mehr Begegnungen mit anderen Christen zu suchen und persönliche Kontakte zu knüpfen. Eines der größten Hindernisse für die Ökumene scheint ja der Mangel an existenzieller Betroffenheit zu sein. Selbstgenügsamkeit und Desinteresse an den anderen sind aber eben oft die Folgen fehlender Erfahrungen. Zudem haben sich verschiedene Verwerfungen und Feindbilder der Vergangenheit als Klischees und Vorurteile – fast unausrottbar – so eingefleischt, dass sie trotz gegenteiliger theologischer Klärungen und kirchlicher Reformen in den letzten Jahrzehnten aus Unkenntnis oder anderen Motiven hartnäckig weitertradiert werden (so erst jüngst gehört: Katholiken würden nach wie vor Heilige anbeten, sich von Sünden freikaufen oder nicht den so genannten Laienkelch erhalten). Um ökumenisch voranzukommen, sollte man da keine Mühe scheuen, sich gegenseitig noch besser auf dem jeweils neuesten Stand von Lehre und Praxis wahrzunehmen und kennen zu lernen. Das gilt besonders auch im Blick auf die Orthodoxie, über die in unseren Breiten zum Teil nur verschwommene Vorstellungen kursieren und gegenüber der manche ihre Vorbehalte haben, vor allem was

deren Verhältnis zur Moderne und Postmoderne betrifft. Historisch bedingt stehen im Ursprungsland der lutherischen Reformation freilich die evangelisch-katholischen Beziehungen im Vordergrund. Es wäre jedoch zu provinziell und würde der christlichen Wirklichkeit nicht gerecht, wenn man sich zu sehr auf die abendländische Konfessionsproblematik und die deutschen Verhältnisse beschränkt. Zum einen verstehen Lutheraner in Skandinavien und Amerika ihre Identität durchaus „katholischer“ als ihre deutschen Glaubensgeschwister; zum anderen würde ohne die Orthodoxen und Altorientalischen Kirchen Wesentliches fehlen. Wie die Europäische Union braucht auch unser ökumenisches Bewusstsein eine „Osterweiterung“, oder besser: eine Vervollständigung, um wieder stärker – wie es Papst Johannes Paul II. wiederholt ausgedrückt hat – mit ihren beiden Lungenflügeln zu atmen, d.h. den geistlichen Reichtümern der östlichen und westlichen Traditionen. Angesichts der Globalisierung muss unser Blick aber noch weiter werden und auch die Christen auf der südlichen Halbkugel einbeziehen. Darüber hinaus stellen die aufeinander gerückten Weltreligionen und Kulturen für die Kirchen eine dringliche Herausforderung dar, im Dienst des gemeinsamen Zeugnisses zu noch größerer Einheit zu gelangen. Diese aber erscheint aus katholischer Sicht anspruchsvoller als sich nur mit dem Status quo zufrieden zu geben und diesen gut zu heißen.

Kürzlich hat Professor Harding Meyer, ein hoch verdienter Pionier und kompetenter Altmeister des evangelisch-katholischen Dialogs, einen bemerkenswerten Vorschlag gemacht, der nicht nur den ökumenisch-theologischen Bemühungen weiterhelfen könnte. Statt immer nur sein Selbstverständnis zu betonen, sollten doch „In-via-Erklärungen“ erstellt werden, gewissermaßen Zwischenbilanzen auf dem Weg. Wäre es nicht tatsächlich sinnvoll und hilfreich, sich positiv des Erreichten zu vergewissern und einmal konkret festzuhalten: Was verbindet uns mehr als uns trennt? Worüber haben wir uns in den letzten Jahrzehnten schon verständigt? Welche Probleme sind noch offen? Was sollten wir möglichst gemeinsam tun? Wie könnten und müssten die nächsten Schritte aussehen?

Zur Hoffnung und Entscheidung, dass die „ökumenische Karawane“ unter dem Licht Christi weiterzieht, gibt es keine ernstzunehmende und verantwortbare Alternative. Wir sind auf keinem schlechten Weg, auch wenn er sich manchmal als beschwerlich erweist. Wir sollten ihn mutig und phantasievoll weitergehen!

Veröffentlicht in Diakonia, Mai 2008

Folgenlose Ergriffenheit? oder: Von weihnachtlicher Nachhaltigkeit

Ein Beitrag für die Magdeburger Volksstimme

Die Hauptwirkung des Liedes „Stille Nacht“ sei überwiegend – so das Urteil eines durchaus seriösen Kritikers – „folgenlose Ergriffenheit“: „Die Tränen fließen, aber am nächsten Tag wird wieder gerechnet, übervorteilt, gemordet.“

Ist Weihnachten nicht nachhaltiger? Tatsächlich sind es für viele höchstens Momente, in denen sie dabei so etwas wie ein Stück Himmel auf Erden erfahren. Manche gestalten sich kurzzeitig selbst eine Idylle oder schwelgen etwas länger in ästhetischen Genüssen. Andere entsorgen den Weihnachtsbaum schon am zweiten Feiertag, und zahlreiche Geschäfte dekorieren schnellstens auf Sylvester um. Als ob nichts gewesen wäre, scheint das wirkliche Leben ziemlich unbeeinflusst weiterzugehen.

Und doch hält das Fest eine Botschaft wach, die schon 2000 Jahre mehr als nur liebliche Gefühle weckt. Gott bestätigt sein Ja zu seiner Schöpfung, obwohl die Menschen sich von ihm abgewandt haben. Indem er in Jesus von Nazareth selbst Mensch wird, überbrückt er die Kluft zwischen Himmel und Erde.

Wer daran glaubt, ist weder Idealisten zuzurechnen, die in einer Scheinwelt zu leben meinen, noch ihren Gegnern, die nur auf die Materie setzen. Überzeugte Christen sind zwar auf den Himmel ausgerichtet, stellen sich aber auch den irdischen Verhältnissen recht realistisch in großer Verantwortung und Zuversicht. Gottes- und Nächstenliebe gehören für sie zusammen. Elisabeth von Thüringen und Mechthild von Magdeburg, deren 800. Geburtstag immer noch Beachtung findet, sind nur zwei anregende Beispiele, die zeigen, dass christlicher Glaube sich für das Zusammenleben äußerst wohltuend auswirken kann.

Heidnische Religiosität hingegen war individualistisch und formalistisch, dem Kult verhaftet und nicht sozial-karitativ engagiert. Und auch heute gibt es spirituelle Bedürfnisse und religiöse Vorstellungen, die nicht unbedingt etwas mit Solidarität und Barmherzigkeit zu tun haben, sondern eher sehr persönlichen Interessen dienen: dem eige-

nen Wohlbefinden, einer Flucht aus der konkreten Welt oder abschließlicher Selbsterlösung.

Im Blick auf die Menschwerdung Gottes heißt es in einem Gebet: „Lass uns dieses unergründliche Geheimnis im Glauben erfassen und in tätiger Liebe bekennen.“ Damit bringen Christen zum Ausdruck: Weihnachten ist kein Betäubungsmittel oder eine Droge, sondern ein Lebenselixier, eine Provokation zur Mitmenschlichkeit und zur Verantwortung für unsere Welt. Sich von seiner Botschaft ergreifen zu lassen, muss also nicht folgenlos bleiben!

Veröffentlicht am 22. Dezember 2007

Wo ist das Eichhörnchen? oder: Verantwortung für die Schöpfung

Zum Weihnachtsfest für die Mitteldeutsche Zeitung Halle

„Wo ist das Eichhörnchen?“ Das war jahrelang die spannende Frage, mit der Kinder in einer Kirche am Heiligabend zur Weihnachtskrippe drängten. Immer wieder fiel dem Pfarrer dieser Gemeinde dafür im Umfeld der Heiligen Familie ein neues Versteck ein. Was soll man sich dabei denken? Biblisch ist dies jedenfalls nicht belegt.

Volkstümlich und künstlerisch aber werden Krippen oft in einen konkreten landschaftlichen oder gesellschaftlichen Kontext gebracht, wird ein Bezug zur je eigenen Lebenswirklichkeit hergestellt. Denn: Gott kam nicht abstrakt oder nur scheinbar auf die Welt. Er wurde ein wirklicher Mensch und trat wie jeder andere auch in Beziehung zu seinesgleichen und zur ganzen Schöpfung. In Jesus von Nazareth hat er die Würde des Menschen wiederhergestellt und der gequälten und missbrauchten Kreatur eine neue Hoffnung gegeben.

„Macht euch die Erde untertan“ – wie der Kulturauftrag am Anfang der Bibel lautet – meint nicht, diese schamlos auszubeuten. Sie ist Gottes gute Gabe, weder zu verteufeln noch zu vergöttern. Sie wurde uns Menschen anvertraut, um verantwortungsbewusst genutzt und ehrfürchtig bewahrt zu werden.

Inzwischen ist jedoch viel „Dreck im Paradies“, tasten Menschen hemmungslos die Würde anderer an, wirken sich maßlose Ansprüche, technische Möglichkeiten und ökonomische Zwänge verheerend auf das ökologische Gleichgewicht aus. Und am meisten sind die Ärmsten der Armen davon betroffen.

Damit unsere Welt auch weiterhin lebens- und liebenswert bleibt oder wieder mehr dazu wird, sollten wir nicht nur auf die Politik setzen, sondern auch selbst einen Lebensstil entwickeln, der auf Solidarität und Nachhaltigkeit Wert legt. Auf diese Weise würde in unseren Werken etwas von dem widerstrahlen, was durch den Glauben an Christi Geburt in unseren Herzen leuchtet.

Veröffentlicht am 24. Dezember 2007

Wo Schatten fällt, da ist auch Licht

*Rück- und Ausblick zum Neujahrsempfang
des Bischofs von Magdeburg am 12. Januar 2008*

Liebe Mitbrüder, verehrte Damen und Herren, liebe Schwestern und Brüder, wir alle erfahren Zeit als etwas vorübergehendes, einmaliges, begrenztes, als Ein-für-allemal, das keine Revision, keine Wiederkehr und Wiederholung kennt. Wie schnell kann doch Zeit vergehen! Sie zerrinnt uns zwischen den Fingern und ist nicht aufzuhalten.

Weil Zeit vergeht, ist sie auch kostbar. Es gilt sie zu nutzen. Jede Zeit hat ihre Chancen und Schwierigkeiten. Jede Zeit ist zugleich Heils- und Bewährungszeit. Jede Zeit fordert heraus und kann entscheidende Weichen stellen. Manchmal ist sogar ein Augenblick von unwiederbringbarer Bedeutung.

Was hat unser Bistum im Jahr 2007 bewegt? Wie sind wir mit den Herausforderungen umgegangen? Was begleitet uns auch weiterhin? Und was kommt – schon absehbar – 2008 auf uns zu?

Verständlicherweise möchte ich hier keinen Rechenschaftsbericht abgeben und auch keinen Jahresplan vorstellen. Mir ist es aber ein Anliegen, wenigstens einige markante Ereignisse und Vorgänge zu benennen, die für uns bedeutsam waren und sind.

Das war kein einfacher Prozess

An erster Stelle steht für mich dabei die Errichtung der Gemeindeverbände. Bei der Bistumswallfahrt im September 2005 war der entsprechende Plan durch mich in Kraft gesetzt worden. Vor einem Jahr gab es bereits 26 von ihnen; 18 sind seitdem noch gefolgt – die Urkunde der letzten trägt das Datum vom 15. Dezember 2007. Damit sind nun – etwas später als geplant – alle 44 Gemeindeverbände unseres Bistums – zumindest formal – errichtet.

Das war kein einfacher Prozess und auch die weitere Gestaltung wird noch viel Kraft kosten. Neben manchen Missverständnissen und Widerständen gab es erfreulicherweise viel Einsicht und Mitsorge. Und die positiven Erfahrungen, die verschiedene Gemeindeverbände schon gemacht haben, sollten uns allen Mut machen, diesen Weg mit Elan und Gottvertrauen weiter zu beschreiten.

Ich habe vielen zu danken und tue dies von ganzem Herzen. Es ist durchaus nicht selbstverständlich, dass im Rahmen dieses Prozesses von 2005 bis heute über 60 Priester bereit waren, ihre Stelle oder ihren Status bzw. beides zu wechseln. Auch Diakone sowie Gemeindeferentinnen und -referenten mussten sich auf größere Einsatzgebiete einstellen. Den Mitgliedern der Pfarrgemeinderäte – jetzt Gemeindeverbundsräte – und der Kirchenvorstände danke ich für die Umsicht, mit der sie beraten und entschieden haben, und für alle Mühe und Zeit, die sie ehrenamtlich aufwenden. Schließlich danke ich allen Schwestern und Brüdern in den Gemeinden, dass sie unsere bisherigen Veränderungen so konstruktiv mitgetragen haben und hoffentlich auch weiter dafür offen sind, sich der Lebensfähigkeit und Lebendigkeit unserer konkreten Ortskirche wegen auf Neues einzulassen. Ausdrücklichen Dank sage ich aber auch dem Generalvikar, den Mitgliedern des Ordinariatsrates, meiner Persönlichen Referentin und meiner Sekretärin sowie den in der Gemeindeberatung Tätigen. Diese Umgestaltung verlangt auch uns einiges ab.

Zwei der Gemeindeverbände haben bereits eine Pastoralvereinbarung; eine dritte liegt mir zur Prüfung vor. Andere Gemeindeverbände sind noch dabei oder beginnen demnächst, sich darüber Gedanken zu machen. Wichtig ist auf jeden Fall, sich ganz konkret zu überlegen: Wie sieht unsere Situation vor Ort aus? Was für Ressourcen, Kräfte und Fähigkeiten sind vorhanden? Gibt es Ballast, der behindert und von dem man sich trennen müsste? Welche kirchlichen und gesellschaftlichen Herausforderungen stellen sich in unserem Bereich? Wozu will uns Gott hier und heute bewegen? Welche Entscheidungen sind fällig? Für diese Überlegungen wünsche ich den verantwortlichen Gremien einen klaren und sensiblen Blick, einen lebendigen Glauben und Mut zum Handeln.

Von Bedeutung für unser kirchliches Leben ist auch die Entwicklung im Bereich des Pastoralen Personals. Hier ist leider zu beklagen, dass uns im letzten Jahr drei Ordensleute, die als Seelsorger in Justizvollzugsanstalten tätig waren, abgezogen wurden. Ebenso mussten wir kürzlich die Mallinckrodt-Schwestern aus Magdeburg verabschieden. Erfreulicherweise konnte ich aber 2007 zwei Männer zu Ständigen Diakonen weihen und einen Gemeindeferenten zum Dienst entsenden. Zwei weitere Kandidaten, die ebenfalls zu Diakonen geweiht wurden, empfangen am Samstag vor Pfingsten (10. Mai) die Priesterweihe; ein anderer junger Mann, der auf diesem Weg ist, wird am 27. September zum Diakon geweiht. Ich halte es für wichtig, dass wir diese Kandidaten, alle, die sich auf einen pastoralen Dienst in

unserem Bistum vorbereiten, und überhaupt das Anliegen geistlicher Berufe mit in unser Gebet nehmen.

Mechthild von Magdeburg

2008 stand auch im Licht zweier großer Frauen: der heiligen Elisabeth von Thüringen und der seligen Mechthild von Magdeburg. Ihr Geburtstag jährte sich zum 800. Mal.

Damit wir Magdeburger nicht in Konkurrenz zu Erfurt treten, haben wir den dortigen Feierlichkeiten zu Ehren der heiligen Elisabeth zunächst einmal den Vortritt gelassen und uns mit Mechthild noch etwas zurückgehalten. Selbstverständlich haben wir Elisabeth aber verschiedentlich mitgefeiert, besonders bei einer Wallfahrt am 15. September auf der Neuenburg, die ja im Bereich unseres Bistums liegt.

Am zweiten Septemberwochenende aber begann dann auch unser Mechthild-Jahr: mit einem großen Volksfest in Magdeburg, an dem etwa 20 000 Bürger teilgenommen haben. Die Resonanz war gut; und es ist uns tatsächlich schon jetzt gelungen, die weithin unbekanntere Frau bekannter zu machen. Dankenswerterweise hat Landtagspräsident Steinecke die Schirmherrschaft für das ganze Gedenkjahr übernommen, und es gibt einige Sponsoren und Mitstreiter, die es ermöglichen, Mechthild von Magdeburg noch mehr als bedeutende Mystikerin, Poetin und Begine ins Bewusstsein vieler zu bringen.

Auf eine Veranstaltung möchte ich ganz besonders hinweisen: Vom 20. April bis zum 6. Juli wird Mechthild im Kulturhistorischen Museum in Magdeburg eine eigene Ausstellung gewidmet sein. Dort kann man dann unter anderem auch die Handschrift ihres Buches „Das fließende Licht der Gottheit“ bewundern, die sich sonst im Kloster Einsiedeln in der Schweiz befindet. Erzählen Sie das in Ihren Gemeinden weiter! Merken Sie sich diesen Zeitraum bereits vor! Schon jetzt lade ich herzlich zu dieser Ausstellung ein! Magdeburg ist immer eine Reise wert, nicht zuletzt auch unsere Kathedrale!

Wie Mechthild unsere Gemeinden geistlich anregen könnte, dazu wird Ordinariatsrat Lieb nachher noch einiges sagen. Auf jeden Fall wird auch unsere Bistumswallfahrt am 7. September auf der Huysburg noch gebührend auf sie eingehen.

Und heute war sie für uns der Anlass, zu diesem Empfang, der jedes Jahr eine andere Personengruppe in den Blick nimmt, neben Vertretern unserer 44 neuen Gemeindeverbände auch Mädchen und Frauen einzuladen, die den Namen „Mechthild“ tragen. Ich freue mich, dass so viele gekommen sind. Eine von Ihnen hat mir im Vorfeld

erzählt, dass diese Einladung für sie die erste positive Erfahrung sei, die sie mit ihrem Vornamen mache. Ich hoffe, dass der 800. Geburtstag der seligen Mechthild auch diesem Namen wieder oder noch mehr Glanz verschafft. Ich jedenfalls gratuliere allen, die so heißen, und bin der Meinung: Ihre Eltern haben eine gute Wahl getroffen!

Alle Wege sind bemessen

Es gäbe auch noch viel anderes zu erwähnen: vom ganz normalen Leben in unseren Gemeinden und Einrichtungen, von Erwachsenentaufen, Firmungen und Jubiläen, von Altarweihen und einer Orgelweihe, von zahlreichen Wallfahrten und Aktionen, von unseren ökumenischen Erfahrungen und von Besuchen in unseren Partnerbistümern Paderborn, Gniezno (Polen), Châlons en Champagne (Frankreich), Kasiadorys (Litauen) und Hradec Kralove (Tschechien). Weder meine Zeit noch Ihre Geduld würden dafür ausreichen.

Darum möchte ich Ihnen allen lediglich noch mit drei kleinen Texten eine Ermunterung auf den Weg durch dieses Jahr mitgeben.

Der erste stammt von Leo Tolstoi: „Liebe deine Geschichte, denn sie ist der Weg, den Gott mit dir gegangen ist.“

Da wir auch mit manchen Konflikten zu tun haben, ist für mich ein irischer Segenswunsch tröstlich, der lautet: „Mögest du immer bedenken, dass da, wo Schatten fällt, Licht ist.“

Und schließlich – wie könnte es anders sein – hören wir Gott aus dem Munde Mechthilds sagen: „Alle deine Wege sind bemessen, alle deine Fußspuren sind gezählt, dein Leben ist geheiligt, dein Ende wird fröhlich, und mein Reich ist dir ganz nahe.“ (FLG VII,4)

In diesem Sinn wünsche ich Ihnen und allen Gläubigen unseres Bistums einen tiefen Glauben, eine große Zuversicht und Gottes reichen Segen in Erfolgen und Misserfolgen, in Fortschritten und Rückschlägen, in Freud und Leid. Bleiben wir einander verbunden und versuchen wir, unseren Weg gemeinsam zu gehen.

Kultur der Menschlichkeit Sicherung kultureller Werte

*Denkanstoß zum gemeinsamen Gespräch
zwischen Vertretern der Kirchen in Sachsen-Anhalt
und der Landesregierung am 14. Januar 2008*

Was sind „kulturelle Werte“?

Kultur ist zunächst einmal alles, was nicht von Natur gegeben, sondern vom Menschen geschaffen ist“ (LThK) und „wodurch der Mensch mehr Mensch wird“ (Johannes Paul II.). Ihre wesentlichen Ziele sind die umfassende Vervollkommnung der Person und das Wohl der gesamten Gesellschaft (vgl. GS 59).

Kulturelle Werte sind das Identifikationspotential der Gesellschaft einer bestimmten historisch gewachsenen Region. Zugleich gibt es aber auch eine gegenseitige Abhängigkeit von lokaler Erfahrung und universaler Wertbindung. So sind die Ideen der Menschenrechte und der Würde des Menschen notwendigerweise universal und sehen prinzipiell von allen regionalen Unterschieden ab (Matthias Jung).

Europäische Kultur ist unübersehbar in jüdisch-christlichen Traditionen verankert. Seit 1700 Jahren bilden Bibel und Christentum ihre Grundlage in Recht, Wissenschaft, Haltungen, Gebräuchen und Kunst. Das christliche Erbe ist nach wie vor – wenn auch in einer verminderten Exklusivität – für die kulturelle Identität Europas konstitutiv.

Dazu gehören zum Beispiel die Achtung der Menschenwürde vom Anfang bis zum Ende des Lebens, die Bedeutung der auf der Ehe aufbauenden Familie, der Schutz von Sonn- und Feiertagen sowie die Prinzipien des Gemeinwohls, der Subsidiarität und der Solidarität. Dazu gehören auch solche Grundwerte wie Gerechtigkeit, Freiheit, Treue, Wahrhaftigkeit und Mitmenschlichkeit.

Als geschichtlich gewachsene und sozio-kulturell vermittelte „Konzepte des Wünschenswerten“ (Kluckhohn) beschreiben Werte grundlegende Orientierungsmaßstäbe des menschlichen Handelns. Sie werden im Verlauf der Sozialisation bzw. der Enkulturation gelernt. Der einzelne wächst in die Kultur der ihn umgebenden Gesellschaft hinein. Die individuell angeeigneten und internalisierten Werte der Kultur erlangen als Motive des persönlichen Handelns handlungsorientierende und verhaltenssteuernde Kraft. Damit verbindet sich freilich das Pro-

blem von Freiheit, Anpassung und gegebenenfalls Widerstand.

Die Frage, wozu und wie erzogen werden soll, stellt sich insbesondere dann, wenn infolge eines gesellschaftlichen Werte-Wandels bzw. der Pluralisierung der kulturell geteilten Wert-Orientierungen traditionell vermittelte Erziehungsziele ihre selbstverständliche allgemeine Geltung verlieren. Zwischen Mehrheiten und Minderheiten entstehen Probleme des Multikulturalismus. In der pluralistischen Gesellschaft spielt der Wert der Toleranz – das heißt die Fähigkeit, Wert-Konflikte auszuhalten – eine besondere Rolle, findet seine Grenze aber am Widerstand gegen Zerstörung von Humanität. Zudem reicht er auch nicht aus, um eine Demokratie am Leben zu erhalten. Nur tolerant zu sein ist zu wenig.

„Kultur ist das, was wertvoll und selbstverständlich ist“ (Petra Bahr). Vieles, was bislang für unsere Gesellschaft wertvoll und selbstverständlich war, wird inzwischen ignoriert, in Frage gestellt oder sogar ausdrücklich bekämpft (zum Beispiel Kruzifixstreit, Aufhebung des Ladenschlusses an Sonn- und Feiertagen und anderer Feiertagsmerkmale). Man könnte schon fast von einer untergründigen Kulturrevolution oder -evolution sprechen.

Wie und durch wen erfolgt ihre „Sicherung“ ?

Von Friedensreich Hundertwasser stammt der Ausspruch: „Wer seine kulturellen Wurzeln vernichtet, kann nicht wachsen.“ Statt sich von ihnen zu trennen, gilt es, aus ihnen zu leben und sie sogar für nachfolgende Generationen zu sichern.

Das geschieht zum einen durch staatliche Instrumente wie das Grundgesetz, konkrete rechtliche Ausführungen, offizielle Förderungen, soziale Kontrollen und auch – wenn notwendig – durch polizeiliche Maßnahmen. Dabei ist es aber nicht „Aufgabe der öffentlichen Gewalt“, „die Kulturformen in ihrer besonderen Eigenart jeweils festzulegen, sondern günstige Voraussetzungen zu schaffen und entsprechende Hilfen zu gewähren, um das kulturelle Leben bei allen, auch bei nationalen Minderheiten zu fördern. Darum muss man vor allem verhindern, dass die Kultur ihrem Zweck entfremdet und politischen oder wirtschaftlichen Mächten zu dienen gezwungen wird“ (GS 59).

Eine erfolgreiche Sicherung kultureller Werte bedarf aber nicht nur geeigneter Rahmenbedingungen und wirksamer Ordnungsmaßnahmen, sondern auch und vor allem einer lebendigen Überlieferung und Tradition, ganzheitlicher Erziehung und Bildung, sowie überzeugender Begründungen und eines intensiven Dialogs.

In erster Linie sind Eltern dafür verantwortlich, ihre Kinder ins Leben einzuführen und Werte zu vermitteln. Nach wie vor sind Ehe und Familie die Keimzelle der Gesellschaft und die älteste „Selbsthilfegruppe“. Wo die Erst-Erziehung versagt, hilft kaum sekundäre Rundum-Betreuung, um existentiell-spirituelle Ödnis abzuwenden. Beschäftigungstherapie hat allenfalls flankierenden, begrenzten Wert. Tatsächlich geht es um Sinn, und der ist nur in verlässlichen Beziehungen und möglichst ganzheitlich zu erfahren.

Darüber hinaus ist es aber auch Anliegen und Aufgabe von Kindertagesstätten und Schulen, der Kunst, bestimmter Wissenschaften und zivilgesellschaftlicher Gruppierungen, kulturelle Werte im Bewusstsein zu halten und zu vertiefen. Eine besondere Bedeutung gebührt in der schulischen Erziehung dabei dem Gesamthethos der Schulgemeinschaft. Die Medien indessen sind „Gradmesser für den kulturellen Zustand“ einer Gesellschaft (Karl Lehmann), spiegeln aber auch nicht nur wider, sondern beeinflussen durchaus mehr oder weniger die Entwicklung.

Angesichts eines abrupten oder schleichenden Wertewandels fühlen sich die Kirchen als wertintensive Gebilde besonders herausgefordert, Stellung zu beziehen, ihre Sicht zu begründen und dafür zu werben. Dabei sehen sie sich nicht in der Rolle eines Lobbyisten lediglich für die eigene Sache, sondern in ihrer Verantwortung für jeden einzelnen Menschen und die ganze Gesellschaft. Sie wehren sich auch dagegen, staatlich vielleicht als „moralische Sonderbeauftragte“ oder als „nützliches Schmiermittel des Gemeinwesens“ instrumentalisiert zu werden. Die ganze Gesellschaft ist also gefragt, ihre Wurzeln zu bedenken, Sinn zu erschließen sowie wirkliche Werte zu pflegen und zu vermitteln. Dabei reichen keine Parolen wie: „Wir müssen mit der Zeit gehen“, „das verlangt der Fortschritt nun einmal“, „anderswo ist das schon lange üblich“, „jeder muss schließlich machen können, was er will“ oder „das rechnet sich nicht“. Nicht nur den Kirchen stände es gut an, inmitten banaler Floskeln und ökonomischer Verzweckungen „kulturellen Eigensinn“ zu bewahren.

Beispiel: Sonn- und Feiertagsschutz

Schon seit längerem wird der Sonn- und Feiertagsschutz durch entsprechende Regelungen immer mehr ausgehöhlt. Die Wirtschaft verspricht sich davon finanzielle Gewinne und weitere Arbeitsplätze, und Kreise der Bevölkerung sehen im Einkauf an diesen Tagen eine persönliche Notwendigkeit oder lustvolle Freizeitbetätigung. Die Kir-

chen hingegen haben ihre Bedenken und setzen sich dagegen zur Wehr. Dabei berufen sie sich nicht nur auf das Grundgesetz, sondern sehen auch folgende Argumente auf ihrer Seite:

Sonn- und Feiertage sind Ausdruck des kulturellen Gedächtnisses und der geistigen Wurzeln unserer Gesellschaft und können nicht leichtfertig ökonomischen Interessen oder relativistischen Bestrebungen geopfert werden.

Sonn- und Feiertage sind lebensentkrampfend, gemeinschaftsfördernd und gesellschaftsstabilisierend. Gegenüber der Hektik des Alltags ermöglichen sie Zeiten der individuellen und gemeinschaftlichen Muße und Besinnung. Eine gesellschaftliche Ruhephase hat eine andere Qualität als ein persönlicher Urlaubstag inmitten pulsierenden Arbeitslebens. Zudem schaffen gemeinsame Freizeiten die berechenbare Möglichkeit, familiäre und verwandtschaftliche oder freundschaftliche und zivilgesellschaftliche Beziehungen besser zu pflegen als an anderen Tagen. Letztendlich nutzt dies einer Gesellschaft mehr als eine permanente Unruhe, in der alle zu jeder Zeit individuell ihre materiellen Bedürfnisse befriedigen können. Eine Gesellschaft ist dann gesund und leistungsstark, wenn sie verlässliche Arbeitszeiten und verlässliche Ruhe- und Feiertage garantieren kann. Es gibt Bundesländer, die dies beispielhaft belegen.

Sonn- und Feiertageeinkauf geht immer zu Lasten anderer und beeinträchtigt deren Lebensqualität. Mindestens bei diesem Argument haben die Kirchen auch die Gewerkschaften an ihrer Seite.

Wer das war, ist mir erst später bewusst geworden

*Beitrag aus der Reihe „Mein Vorbild“
für die Magdeburger Volksstimme*

„Ich habe kein Vorbild, das ich einfach nachgeahmt oder vergöttert hätte. Aber es gibt mehrere Menschen, die mich angeregt haben, meinen eigenen Weg zu finden und zu gehen. Wer das war, ist mir jedoch erst später richtig bewusst geworden.

In meiner Jugendzeit gehört vor allem Wolfgang Simon entscheidend dazu. Er war Seelsorger in meiner katholischen Heimatgemeinde in Halle und für uns Jugendliche zuständig. Bei unseren Treffen in seiner Wohnung wurde intensiv gearbeitet und nachgedacht. Das hat mich geistig herausgefordert und meinen Horizont in vielen Bereichen enorm erweitert. Ohne seine Anregungen hätte ich mich damals wohl kaum so vielfältig mit Literatur beschäftigt – Böll, Brecht, Camus, Dürrenmatt, Frisch. All das haben wir gelesen und kritisch besprochen – genau wie das Alte und Neue Testament und manche Philosophen, auch Nietzsche, Marx und Lenin.

Simon war ein Kunstliebhaber. Durch ihn habe ich Zugang zur klassischen Musik bekommen. Im Sommer ist er auch mit uns verreist; ihm verdanke ich meine ersten Auslandserfahrungen. In Warschau haben wir uns in der chinesischen Botschaft die ‚Mao-Bibel‘ in deutscher Sprache geben lassen. Die steht heute noch in meinem Bücherregal. Wolfgang Simon war authentisch, kritisch, geistvoll, aufgeschlossen. Ein ‚konstruktiver Querdenker‘, könnte man sagen.

Als ich 1999 den Anruf erhielt, dass ich Weihbischof werden sollte, hatte ich mir eine kurze Bedenkzeit erbeten. Ich wollte mit Wolfgang Simon vertraulich darüber sprechen. Er hat mir weder zu- noch abgeraten, sondern einfach gesagt, welche Herausforderungen er mit diesem Amt verbunden sieht. Vor acht Jahren ist er gestorben. Ich habe Requiem und Ansprache gehalten. Das hatte er in seinem Testament so festgelegt, noch vor meiner Bischofsweihe.

Andere Personen zählen ebenfalls zu meinen Vorbildern. Beeindruckt hat mich Schwester Modesta aus der Elisabeth-Schwestern-Gemeinschaft in Halle. Mit Mundharmonika und Essen ging sie zu einsamen, alten Leuten. Sie hatte einen Riecher, wann jemand zum Sterben kam und war dann zur Stelle um beizustehen. Niemand hatte ihr das ange-

ordnet, es war ihre Berufung. Manche nannten sie die Mutter Teresa von Halle.

Vom damaligen Propst meiner Heimatgemeinde, Dr. Johannes Langsch, habe ich die Liebe zu einer würdig gefeierten Liturgie. Er war ein großer Ästhet, für ihn standen Verkündigung und Kirchenmusik fast gleichbedeutend nebeneinander.

Mein Interesse für die Ostkirchen hat schließlich während meines Studiums in Erfurt besonders Dietmar Hintner geweckt, ein wissenschaftlicher und geistlicher Experte dafür.

Nicht zuletzt möchte ich auch meine Eltern nennen: einfache Leute, aber geistig sehr interessiert. Mich beeindruckt noch immer, wie sie christlich motiviert mit dem Leben umgegangen sind. Ein Beispiel: Gab es Ärger mit irgendeinem Hausbewohner, haben sie an dessen Tür geklingelt und versucht, das Problem aus der Welt zu schaffen. Den Nächsten zu lieben und sich auch wieder zu versöhnen, war für sie nicht nur eine fromme Theorie.

Veröffentlicht am 20. Februar 2008